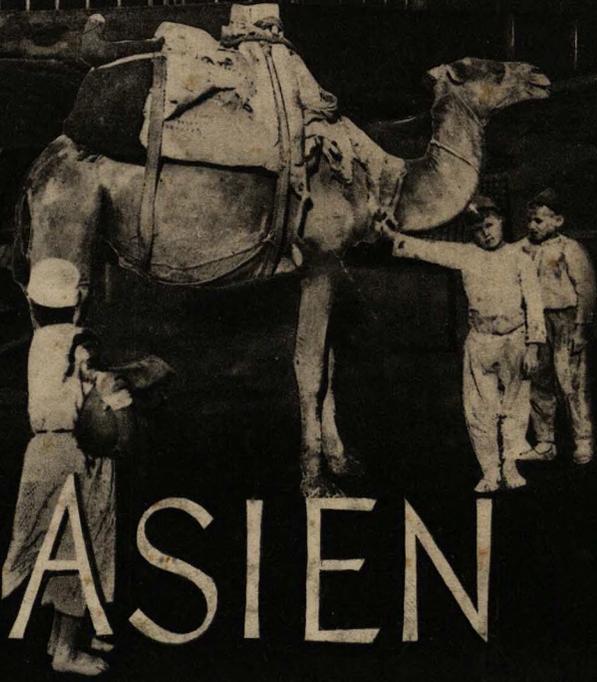


Peregrinus auf großer Fahrt

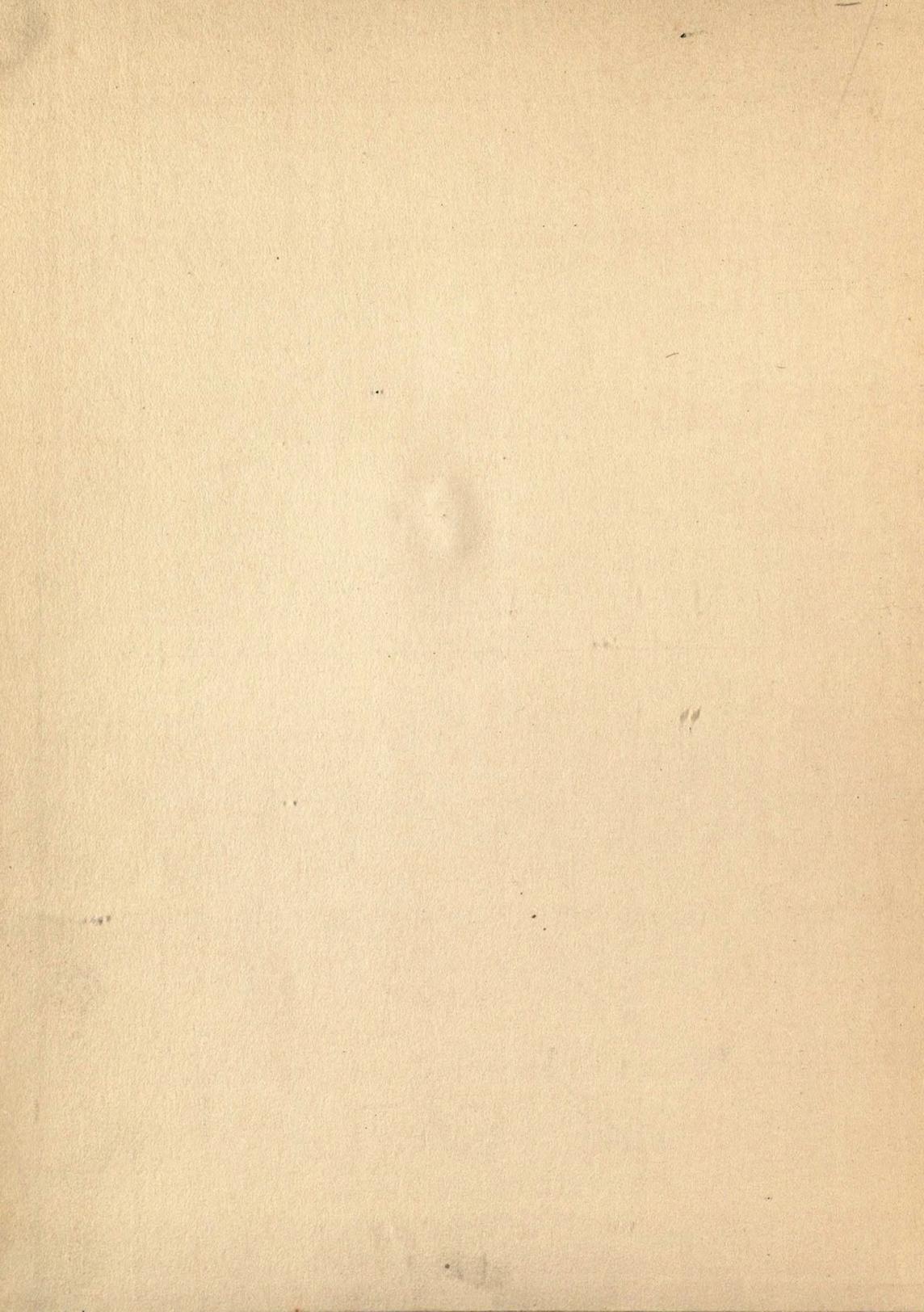
12 303[2]



Quer
durch
KLEINASIEN



12 1.60

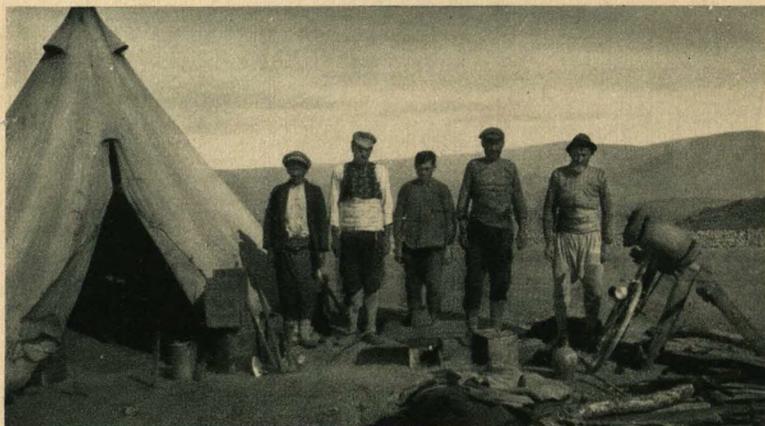




Abfahrt von Stambul



Speiserestaurant in einem Dorfe unweit Brussa



Türkische Wegebauarbeiter, die mich gastlich bewirteten (Zeniköi-Eskishehir)

Peregrinus auf großer Fahrt

* *

Quer durch Kleinasien

2119



Leipzig · Otto Janke · Verlag

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5168018

Alle Rechte vom Verlage vorbehalten
Verlagsnummer 626

*

Printed in Germany



12303[2]

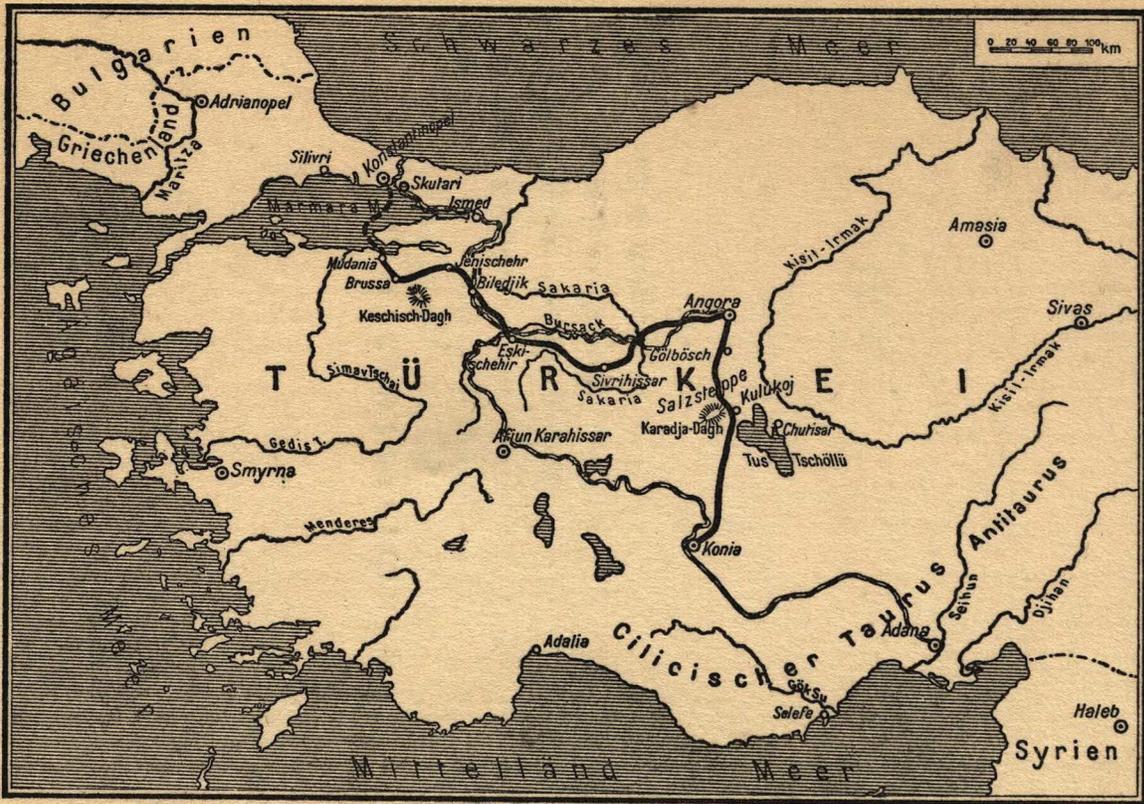
Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig

NH-68454 N-9829116/ITMK

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung	1
An der Pforte Kleinasiens	2
Im Steppen-Hochlande Kleinasiens	11
Der erste Vorstoß in die Salzwüste	31
Die Fahrt durch die Salzwüste	36

*





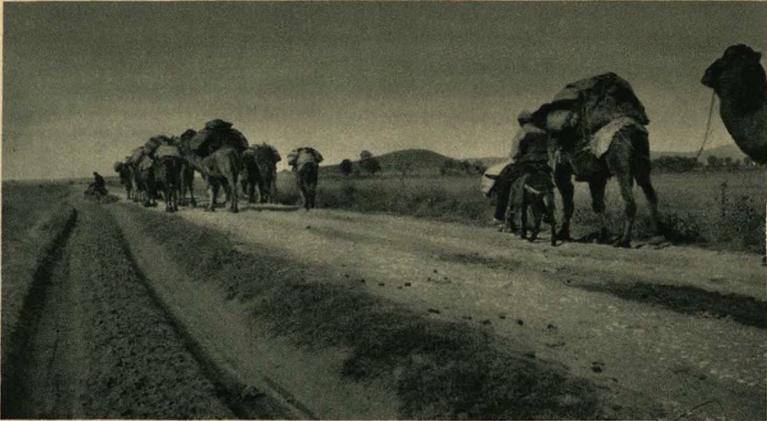
Der Imám und seine Söhne verabschieden sich



Dorfkinder



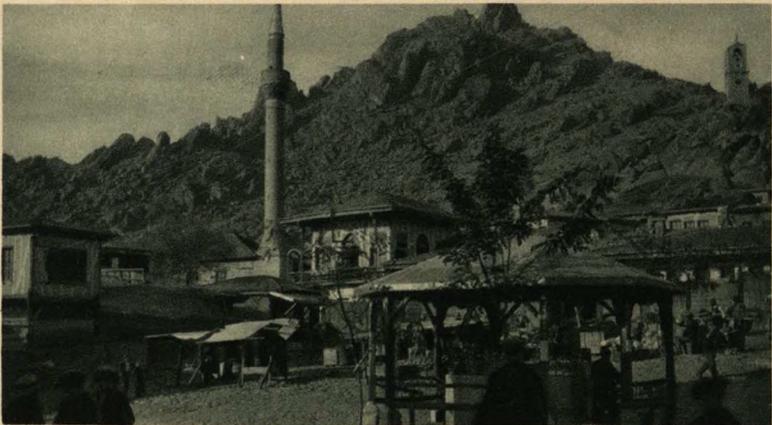
Typisches Dorf im Hochland unweit Eskishehir



Eine kleinasiatische Karawane



Türkische Dorfhonorationen mit meinem „Freund“ Isméde



Hauptplatz in Siwrihissar.



Einleitung

Die erste Reifestrecke meiner Orientfahrt: „Mit dem Fahrrad von Hameln bis Konstantinopel“ (Band 1) — 2500 Kilometer — war geschafft. Ich rüstete mich zur Weiterreise „Quer durch Kleinasien“.

Meine Erkundigungen hatten ergeben, daß ich nicht den direkten Weg über Ismed nehmen konnte. Er war einfach für alle Ausländer verboten worden, weil dort militärische Geheimnisse gewahrt werden mußten. Man sprach von Befestigungen, Flugplätzen, Rekrutenlagern usw. So blieb mir als „Einfallstor“ nach Kleinasien als nächster Hafen Mudania (Brussa) übrig.

Die umständlichen polizeilichen An- und Abmeldevorschriften kosteten mich drei Vormittage, und dann hatte ich erst nur einen Paß bis — Brussa. Von Bezirksort zur Bezirksort mußte ich jedesmal eine neue Passiererlaubnis einholen. Der Paß bekam so recht nette Verlängerungen. Natürlich wurden diese „Abstempelungen“ nicht in meinen Reisepaß gedruckt — die wenigen Blätter waren bald voll — sondern ich erhielt einen Sonderpaß, an den in jedem Bezirksort ein neuer Paßabschnitt angeklebt wurde, falls auf den an sich schon einen halben Meter langen, zehn Zentimeter breiten Sonderpaß die Abstempelungen nicht mehr drauf gingen.

Das gab dann recht nette „Ausziehpässe“. So zeigte mir ein deutscher Reisender einen Paß, der — sage und schreibe — 1,80 Meter Länge hatte. Diese behördlichen Umständlichkeiten wurden je nach Veranlagung des betreffenden Beamten zu einer Schikane des Fremden, des Siaux.

Einstenteils imitiert der Jungtürke den Europäer, andererseits bleibt und ist er mehr Türke als der Alttürke selbst. An Stelle des türkischen Moslem ist der „nationale Türke“ getreten, der das Europäertum nur angenommen hat, um sich besser gegen die Europäer wehren zu können. Von sich aus handelt der Jungtürke nur folgerichtig, für den Europäer ist das peinlich spürbar! Der „kranke Mann am Bosphorus“ war einmal!

*

An der Pforte Kleinasiens

Konstantinopel hatte Flaggen Schmuck angelegt! Es war der Nationalfeiertag, der Tag der Ausrufung der neuen Türkei — des Werkes Kemal Paschas. Ausgerechnet an diesem Tage ging mein fälliger Dampfer ab, der mich nach Kleinasien — nach dem Hafenorte Mudania — bringen sollte. Das paßte mir nun freilich nicht ganz in den Kram — aber bei der schlechten Verbindung (zweimal wöchentlich), hieß es eben sich fügen. Als ich mit Hilfe eines Lastträgers — die bekanntlich junge Häuser auf ihrem Rücken wegtragen können — mein Stahlroß die schwankende Fallreepstreppe hinaufbeförderte, setzte zufällig eine Musikkapelle in einer Hafenwirtschaft mit einem mächtigen Lusch ein. Na, das war freundlich — wenn auch nicht gerade musikalisch schön. Ein Schuhpusjunge benutzte den Radtransport, um gleich mal mit auf Deck zu gelangen. Er hielt sich krampfhast am Rade fest und behauptete dann, als ich den gefälligen Lastträger entlohnte, daß er mindestens ebensoviel verdient hätte. Ich schenkte ihm eine Kleinigkeit, da warf aber das Kerlchen sich in die Brust und fing an zu skandalisieren. Aus Gutmütigkeit packte ich nun das Bürschchen an dem Hosengurt und hielt es etwas über die Reling — nur ein wenig! Zappelnd erklärte es sich nun mit jeder Gabe einverstanden.

Dieser amüsante Zwischenfall verschaffte mir gute Reiselaupe. Der schöne Anblick der fahnen geschmückten Schiffe wie der Plätze und sichtbaren Straßenteile Galatas, gab mir ein gewisses feierliches Gefühl für diesen neuen begonnenen Reiseabschnitt. Schade nur, daß es vorbei war mit der malerischen Türkentracht. Meine salopp-mittleuropäisch gekleideten neu- oder jungtürkischen Mitreisenden paßten gar nicht zu dieser Umgebung, zu dem prachtvollen Panorama des an Moscheenkuppeln und Minaretts so reichen Stambuls. Ganz besonders herrlich nahm sich der Anblick der Hagia Sophia und der Sultan-Achmed-Moschee aus.

Der Dampfer fuhr flott, bald lag die Einfahrt des Bosporus hinter uns. Links seitwärts tauchten die Prinkipos-Inseln auf, um bald sich wieder unserer Sicht zu entziehen.

Auf dem Marmarameer war es empfindlich kalt. Ich fror in meinem Schilfleinen, lief aber hartnäckig auf Deck hin und her; denn es war ein Hochgenuß, nach langen Jahren wieder mal Planken unter den Füßen zu haben und auf das bewegte, blau und grün schimmernde Meer zu schauen. Ein türkischer Mechaniker, dessen Bekanntschaft ich auf Umwegen durch das Rad machte, pendelte wie ein treuer Pudel neben mir her. Er verstand fünf Worte Deutsch — ich sieben Türkisch — wir unterhielten uns ganz prächtig — nur störte mich zeitweise das Zähneklappern des deutschfreundlichen Türken. — Um

9 Uhr morgens war der Dampfer abgefahren. Er kämpfte mit starkem Gegenwind. Gegen 11 Uhr, als das Schiff die Mudania vorgelagerte Halbinsel undampfen wollte, erblickte ich erstaunt über dem 850 Meter hohen Bergkamm des Boz-Burun eine weiße Bergspitze — ja — es konnte nichts anderes sein — eine Wolke war es bestimmt nicht.

„Keschisch, Effendi, karr!“ („Der Olympos, Herr, Schnee!“) Wahrhaftig! Von Brussa her winkte der schneebedeckte Gipfel des Keschisch-Dagh (2500 Meter). — Je näher wir Mudania kamen, um so herrlicher wurde der Anblick dieses Gebirgsmassivs. In der Bucht hörte die sanfte Schaukelei des Dampfers auf — und die zu meinem Erstaunen ziemlich zahlreich aufgetretene Seekrankheit bei den Passagieren verschwand gleichfalls.

Als ich im angenehmen warmen Mudania um 2 Uhr nachmittags von Bord kam, stürzten sich sogleich festlich gekleidete Jungen und Mädchen mit umgehängten Geldsammelbüchsen und Taschen auf mich und die anderen Passagiere. Ein fecker Bengel steckte mir eine Festrossette aus Papier an die Brust und hielt mir die Büchse unter die Nase. Ich kramte aus der Tiefe meiner Taschen gerade einzelne Pfaster hervor, da attackierte mich ein niedliches Mädchen — entschieden über zwölf Jahre alt — von der anderen Seite und bohrte mir die Stecknadel der Rosette holdselig lächelnd in die Herzgegend. Höher hinauf kam sie nicht — oder war's Absicht?! Jedenfalls verbiß ich männlich den Schmerz angesichts der unverschleierten und endlich mal ungeschminkten, jugendlichen Schönen. Schnelligst opferte ich etliches Kleingeld und zog dann die Nadel aus der Herzgegend. So opferte ich auf asiatischem Boden Geld und einige deutsche Blutstropfen für die Jungtürkei. —

Die Türken bezeichnen einen nach ihrer Ansicht erstklassigen Weg mit „Schóssa“. Woher dieses Wort stammt, habe ich nicht herausfinden können — es klingt so ähnlich wie „Chaussee“, und die benannten Straßen sind auch welche. Die „Schóssa“ nach Brussa war wirklich gut, nur schade, daß an der Küste eine „Hügelkette“ in der Höhe des Thüringer Waldes zu überwinden war. Aber man muß sich zu helfen wissen! Eine erstaunlich große Zahl guter Autoomnibusse — meist deutsches Fabrikat — vermittelte den Personenverkehr mit dem gut 25 Kilometer entfernten Brussa. An einen übervollen Autobus mit etwas schwachem Motor hängte ich mich an. Man nahm daran keinen Anstoß, und so kam ich ganz angenehm die schier endlose Serpentine hinauf. —

Die Landschaft hier überraschte mich. Die Täler waren nett bebaut, auf den kleinen Feldern arbeiteten tatsächlich Leute, trotzdem es Festtag war. Ein mäßiger Waldbestand macht das Gesamtbild so freundlich, daß meine auf dem Gefrierpunkt angelangten Erwartungen — hervorgerufen durch den schlechten Eindruck in der europäischen Türkei — sich schnell besserten. Raum war die

Bergkette überschritten, da ging es mit angenehmem Gefäll in das Thal des Uferflusses hinab. Was war das für ein freundlicher Anfang in Asien! Im Hintergrund — tonangebend — lag das Gebirgsmassiv des Reschisch-Dagh (Olymp). Seine weiße Kappe leuchtete mit kühlem Glanz auf die blaudunstige, weiße Ebene hinab, die hier und da eine fast europäisch anmutende Fülle der Bebauung zeigte. Lange Pappelreihen umsäumten Einzelsiedlungen und Dörfer. Obstbaumwäldungen, Weinberge — diese allerdings im geringen Ausmaße, da ja nur erst wenig Wein hergestellt wird — und dann vor allem viele Maulbeerpflanzungen fanden sich hier. Die letzteren wirken etwas eigenartig mit ihren zum Teil kahlgefressenen Ästen — aber das Gesamtbild leidet nicht darunter. Der Seidenbau des Gebietes von Brussa ist ja weltbekannt. In der Stadt selbst befindet sich sogar eine Seidenbau-Musterschule, und die Güte der Seide soll zeitweise außer jeder Konkurrenz sein.

Der anatolische Bauer schien denn doch aus anderem Holze geschnitzt zu sein als sein Vetter in der europäischen Türkei. Brussa ist eine Stadt von eigenartiger Schönheit. In 150 Meter Höhe über dem Meere ist sie auf drei Hangstufen am Fuße des Olymp aufgebaut. Die reichlichen Quellen des Gebirges erlauben eine verschwenderische Bewässerung, aber noch viele Bäche laufen ungenutzt in die weite Ebene hinaus. Jedenfalls stimmte mich der reichliche Baumwuchs, das viele, billige und gute Obst sehr heiter, und als ich bei Einbruch der Nacht ein anständiges Bett zu mäßigem Preise eroberte, war ich entschieden jungtürkenfreundlich gesinnt. —

Ganz Brussa war in der Nacht nach meiner Ankunft auf den Beinen — nicht wegen Peregrinus! Nein, das Gerücht ging um, daß der türkische Nachthaber Kemal Pascha höchstselbst die Stadt besuchen würde. Überall schmückte man noch mit Girlanden, Inschrifttafeln und Fahnen die Straßen. Aber der „Gazi“ kam nicht. So wurde denn das Feuerwerk ohne ihn abgebrannt, und die schönsten Raketen zischten in den sternklaren Nachthimmel hinein. „Vom hohen Olymp herab“ — diese Liedmelodie hatte ich den ganzen Tag und eine halbe Nacht in den Ohren — strich ein kalter Luftstrom hernieder und trieb mich schleunigst ins Bett. Meinem Hotel gegenüber konzertierte eine Kapelle — oder gab sich wenigstens Mühe, es zu tun. In meiner jungtürkenfreundlichen Stimmung versuchte ich mit aller Nachsicht, wenigstens irgendeine Art Melodie herauszuhören — aber es gelang mir nicht. Mein musikalischer Sinn ist offenbar durch Beethoven, Grieg, Wagner usw. völlig verdorben. Einmal aber klang es beinahe wie ein Militärmarsch: Pauke, Schellen, Tamburin und — was weiß ich — noch alles für lärmende Instrumente gaben den Ton an. Es war wirklich schön — laut! — — —

Gespannt war ich am anderen Tage, wie sich meine An- und Abmeldung

bei der Polizei abwickeln würde, nachdem ich so viel Scherereien in Stambul gehabt hatte. Von der Konsulatsabteilung der deutschen Botschaft hatte ich mir ein in Türkisch abgefaßtes Begleitschreiben erbeten. Es war mir bereitwilligst ausgestellt worden, und man hatte darin die Behörden gebeten, mich in meinem Reisevorhaben zu unterstützen. Der Erfolg war überraschend! Mit einer Handbewegung legte der hohe Herr ein Aktenstück vom nächsten Stuhl, bot mir den Sitz und zugleich eine Zigarette an, die ich — eigentlich Nichtraucher — in gänzlicher Verblüffung dankend annahm. Abstempeln, Unterschreiben usw. war im Augenblick geschehen. Ein Polizist wurde herbeigerufen, der mich zum Mudir — Bürgermeister — führen mußte. Auch dort ging's so. Ich erhielt die zweite Zigarette — und in zehn Minuten war der Schmerz vorüber. „Schau, schau“, sagte ich mir — „das ist ja ein prächtiges Gesam öffne dich.“ Dieses Erlebnis war für mich aber eine Lehre! Erstens kaufte ich mir Zigaretten, und zweitens spendierte ich überall davon, wo ich um eine Auskunft bitten oder eine ähnliche Frage radebrechend vorbringen mußte — gleichgültig ob Privatperson oder Beamter. Die Zigarette war ein famoser Vermittler — eine Art Backschisch, eine Friedensspeise. Da ich selbst nicht rauchte, so kam mir dieser Luxus nicht teuer zu stehen, um so mehr, als ich eine gewöhnliche Sorte und eine bessere für „hohe Tiere“ bereit hatte.

Lange hielt ich mich in Brussa nicht auf. Vorwärts! war die Losung. Vor mir lag ein schweres Stück Arbeit — die Überwindung der Randgebirge und der Aufstieg zu der 1000 Meter hohen Kleinasiatischen Hochfläche. Die Fahrt bis Jenischehr kostete schon allerhand Schweißtropfen, doch war dies nur ein Auftakt, der Spaß kam erst noch. Ahnungsvoll benutzte ich die zeitige Ankunft in Jenischehr, um mich bei den auffallend niedrigen Preisen ordentlich satt zu essen und in dem Einzelbettzimmer von aufregender Sauberkeit für nur 30 Piaster (66 Pfennige) gründlich auszuschlafen. Der Polizeihauptling hatte hier die Liebenswürdigkeit, mir außer Zigaretten noch Tee anzubieten. Ich bombardierte ihn gleichfalls mit meinen entschieden besseren Glimmstengeln. Eine Aufnahme von unzerhüllten ländlichen Damen gelang nicht recht. Es zeigte sich hier — und weiter im Innern wieder, daß die Modernisierung oder Europäisierung — Gott sei Dank! — noch weniger Fortschritte gemacht hatte. Der ganze Landstrich aber von Brussa bis Jenischehr machte einen fast wohlhabenden Eindruck. Die Leute sahen kräftiger und regsamer — lebendiger aus. Viel wurde vom erfolgreichen Kriege gegen die Alliierten und die Griechen gesprochen, aber ein anmaßendes Wesen trugen hier die Leute, die unmittelbar unter den hier stattgefundenen Kämpfen gelitten hatten, nicht zur Schau. Ich war erstaunt gewesen, bisher keinerlei auffallende Zeichen dieser Zeit gefunden zu haben, aber bereits der andere Tag brachte beim Aufstieg in die steilen Randgebirgsschluchten,

wo die Kämpfe besonders gewütet hatten, Zeugen dieser Vergangenheit, Reste von Dörfern, zerstörte Brücken usw.

Dabei ging's immer steil aufwärts. „Uff.“ Da ging mir fast die Puste aus! War das 'ne schöne Aussicht nach rückwärts! Aber was nützte sie mir jetzt? Ich schnappte nach Luft wie ein Karpfen in der Bratpfanne! „Ach, wenn doch was käme und mich mitnähme!“ hieß es schon in einer bekannten Fabel. Ich dachte auch daran, aber es kam nichts! Fast den ganzen Tag war ich mit meinem Stahlfloß allein und schob und schob und freute mich wie einst Till Eulenspiegel bei jeder Serpentinenecke, wenn eine neue Steigung kam. Aber alles hat mal ein Ende, auch der Aufstieg. Es wurde Abend, und ich sauste im leichtfertigen Tempo talwärts auf neu ausgebauter Straße nach dem Orte Biledjik hinein. Da ich dort von einem deutschsprechenden Türken in der Gastwirtschaft erfuhr, daß die gute Straße bis zum nächsten 12 Kilometer entfernten Dorfe Zeniköi so anhielt, fuhr ich nach kräftigem Imbiß sofort weiter. Die letzten Worte des freundlichen Türken: „Vor dem Dorfe kommt noch eine kleine Steigung“ überhörte ich erst. Sie fielen mir erst ein, als sich die „kleine Steigung“ dann als eine ganz grauenhafte Bergkrazelle entpuppte. Der gute Weg war hier spurlos verschwunden, und ein anscheinend von Granaten zerpflügter Steinweg machte mir im Dunkel der Nacht schwer zu schaffen. Endlich schlugen irgendwo Hunde an. Schattenhaft tauchten Häuser auf. Ich stolperte irgendwo herum. Zwei lärmende Köter blendete ich erfolgreich mit der Taschenslampe zurück. Das aufblitzende Licht machte Leute munter — eine Stimme rief mich an. Natürlich aber verstand ich kein Wort davon. Ich sagte mein auswendig gelerntes Sprüchlein her: Daß ich deutscher Tourist sei und bäte, mich als Gast aufzunehmen. Diese sprachliche Kraftleistung hatte auch den gewünschten Erfolg. Sogleich wurde ich von mehreren Männern ins Schlepptau genommen. Man brachte mich in ein großes Gebäude, das sich später als Schulhaus und Dorfbürgermeisterei erwies. Zu meinem größten Erstaunen saßen auf weichen Strohmatte im bekannten türkischen Sitz wohl zwei Duzend Männer, die Dorfhonoratioren mit dem Imám (Priester, Lehrer) — am Turban kenntlich — beisammen. Man bot mir freundlich Platz an, und ich bequemte mich gleichfalls zu dieser sehr zweifelhaft angenehmen Sitzart — d. h. dafür hielt ich sie damals — heute ist's schon anders. Man fragte mich nach dem Woher und Wohin — soweit ich das genügend beantworten konnte — und nahm mit schlecht erkünsteltem Gleichmut meine Zigaretten an. So saß ich denn eine gute Stunde oder mehr, bis mich die Knie schmerzten und ich mir am Rade stehend zu schaffen machte. Da ich recht müde wurde, fragte ich, zum Imám gewendet, wo ich schlafen könne; worauf man mir bedeutete, daß ich mich nur hinlegen solle. „Du lieber Himmel“, dachte ich bei mir, „bei dem Schwagen und

Rauchen und dem knappen Platz ist doch an Schlafen nicht zu denken.“ Ich überlegte hin und her und suchte in meinem Sprachführer herum. Ich war noch nicht mit der Zusammenstellung der großen Rede fertig, da fragte man mich, warum ich mich nicht hinlege. Ich erklärte nun, daß dazu zu wenig Platz sei. Bereitwillig rückte man zusammen, aber es ergaben sich noch immer nicht die für mich erforderlichen zwei Quadratmeter Bodenfläche. Da man meine Unschlüssigkeit bemerkte, fing ein lebhaftes Palaver an. Man schien sich klar darüber zu werden, daß möglicherweise ein Europäer andere Schlafgewohnheiten habe. Der Imám erhob sich, winkte mir und führte mich in — das Dorfschulzimmer, das natürlich keine Bänke und Tische aufwies wie unsere Schulen, da man ja auf dem Boden saß.

Am nächsten Morgen weckte mich die Schuljugend. Der Imám verschob meinewegen den Beginn des Schulunterrichtes und lud mich zu einem Frühstück ein. Es bestand aus Wasser, Quarkkäse und Brotlappen. Darauf begleitete mich der Dorfpriester mit seinen Söhnen bis zu einem Höhenrande und wies mir den Weg, sich mit freundlichen Worten und höflicher Verbeugung verabschiedend.

Ich muß gestehen, diese erste genossene Kleinasiatisch-türkische Gastfreundlichkeit und die höfliche, ernste Formalität des Imám gaben meiner bisherigen Auffassung von der Türkei und den Türken nach den recht häßlichen Anfangserlebnissen eine neue Richtung.

Meine Annahme bestätigte sich: Konstantinopel ist „europäisch-mitteländischer Orient, Balkan-Orient — nie und nimmer aber Türkei. Hier aber war sie!

Heiß brannte die Sonne in der dünnen Bergluft. Ich befand mich schätzungsweise in 1500 bis 1800 Meter Höhe, denn die Wegerbauer hatten die engen Täler vermieden und kühn die Höhen angestrebt. Als mir glücklich wieder einmal die Luft ausging, winkte — es war um die Mittagszeit — am Wege freundlich ein Zeltlager zur Rast. Es war eine Wegbaukolonne, die dort wohnte und mich sogleich zum Mittagessen lud. Es gab Bohnen mit Lammfleisch und ein dunkles, flaches Weizenbrot, das viel Kleie enthielt, also sehr nahrhaft war. Den Schluß machte ein „Tschai“-Tee mit recht viel Zucker und einer Zitronenscheibe. Es schmeckte mir in der sonnigen Höhenluft ausgezeichnet. Das war wieder einmal so recht nach meinem Geschmack. Biedere Menschen, ein kerniges Essen, eine schwere Menge frische Luft, viel Sonne und wilde, zerklüftete Berge. Alles Ungemach war dann rasch vergessen — ich wünschte mir nur noch eins: Mich ganz loszumachen von der Erdschwere, die Arme zu breiten und hinauszuschweben in die klare Luft. — Gewiß, mit den

Schönheiten der Waldgebirge sind diese kleinasiatischen Randgebirgsstufen nicht zu vergleichen. Ihr Reiz liegt in der Urwüchsigkeit, der Wildheit ihrer Formationen. Nur strichweise war so viel Ackerland in den tiefen Tälern, daß es zur Bebauung langte. Die Dörfer sahen ärmlich aus, alle zeigten noch Kriegsspuren. Oft entdeckte ich sie erst dann, wenn ich schon fast in der Dorfstraße war. Die Häuser klebten sozusagen an den Berghängen, oft richtige Felsenester, und da sie aus dem Naturmaterial — Feldsteinen, Lehmsteinen und Lehmfachwerk mit Dächern aus Reisig und Stroh mit Lehm vermischt — bestanden, hoben sie sich von der Umgebung nicht im geringsten ab. Dazu kam noch der feine Staub, den schon jede schreitende Kaze und jeder feine Luftstrom aufwirbelte, und der für den gleichmäßigen „feldgrauen“ Anstrich sorgte. In jedem Dorfe, das ich durchfuhr, war ich die Sehenswürdigkeit des Tages. Sofort eilte die Dorfjugend zusammen, die Frauen, halbverhüllt, stiegen auf die Dächer und beängten den „Giaur“.

Im Westen neigte sich die Sonne dem Himmel zu. Ich hatte die Höhe der Randgebirge erreicht. Ostwärts dehnte sich, von einzelnen Talrissen zerklüftet, die anatolische Hochebene aus. Inseln gleich waren dieser 1000 Meter hohen Ebene Einzelgebirge aufgesetzt. Die Klarheit der Luft gestattete einen unglaublich weiten Blick. Entfernungsschätzen war hier eine Kunst. Die ganze Landschaft erinnerte mich außerordentlich an die patagonische Hochsteppe. Baumwuchs fehlte gänzlich. Nur hier und da, wo größere Quellen sich befanden oder Talsenken die Feuchtigkeit der Regenzeit festhielten, befanden sich Buschgruppen, die man stolz „Drmán“ (Wald) nannte. Trotzdem versicherte man mir, daß es streckenweise richtigen Hochwald gäbe — es mag sein — ich habe keinen gesehen. Überall, wo die Sonne hinschien, war noch eine Temperatur von 25 bis 30 Grad Celsius, je nach Windbewegung — aber an meiner der Sonne abgewendeten Körperseite konnte ich nur noch 16 Grad Celsius messen! Ein netter Unterschied! Aber ich war hier auch ungefähr 2000 Meter über dem Meere.

Die miserable, steinige Straße erlaubte mir nicht, das Gefäll in der Richtung nach Eskischehir auszunutzen. Ich war daher froh, noch vor Sonnenuntergang ein Bergdorf zu erreichen. Auch hier brachte man mich als „Musafir“ (Gast) in die „Bürgermeisterei“. In diesem armseligen Nest waren zum Überfluß drei „Imáme“. Da ich sehr hungrig war und den Rest meines „eisernen Bestands“ nicht angreifen wollte, bat ich den ältesten Imám, mir Brot, Eier und dergleichen Eßbares zu verkaufen. Beschwörend hob er die Hände, machte mit dem Kopf jene eigenartige kurze Nickbewegung nach oben und gab einen Schnalzlaut von sich, der zu den Verneinungen der Türken mit gehört. Diesen Laut kennen wir auch — man erreicht ihn dadurch, daß man die Zunge an den Gaumen legt, anpreßt und dann rasch nach unten abschnellt. Dieser schöne,

schmagende Laut ist das nachdrücklichste türkische „Nein“. Von seiner höflichen Rede verstand ich dann nur so viel, daß ich Gast des Dorfes sei und man für Speise und Trank sorgen werde. Also gut — recht so — eine neue Auflage türkischer Gastfreundlichkeit! Mit Spannung und heftigem Magenknurren erwartete ich das Dorfgastmahl. Es dauerte noch schrecklich lange — meinen Zigarettenvorrat hatten die Dorfräte inzwischen verpafft. Mir wurde mittlerweile so schwach, daß ich mich an die Wand anlehnen mußte. Zudem quälten mich noch die Schmerzen in den Knien, die mit der Sigart noch nicht ganz einverstanden waren, und zu allem Überfluß gewährte ich mit Schrecken, daß aus der Strohmatten sich krabbelnde, stechende Gesellen mit der Erkletterung meiner Sitzfläche befaßten. Oha! Auch das noch! Und ich hatte kein Insektenpulver. Die Nacht konnte heiter werden! „Ja, Peregrinus, dafür bist du auch in der asiatischen Türkei! Kein Vergnügen ohne Eintrittsgebühr!“ Aber endlich kam das Nachtmahl doch! Mit feierlichem Ernste kam ein Bauer herein und brachte ein halbes Duzend tellergroße, zolldicke Brote und legte sie in meiner Nähe auf einen einen halben Meter im Durchmesser messenden Blechteller nieder. „Schau, schau“, dachte ich, „der Biedere scheint meinen Appetit ungefähr richtig einzuschätzen!“ Wohlwollend sah ich nun einem zweiten Bauer entgegen, der mit einer großen irdenen Schüssel voll gekochtem Reis mit kleinen Fleischstücken erschien. Hm! — Es erschien ein dritter, ein vierter und noch einige. Der eine brachte Schaffkäse, der andere ein Zwiebelgericht. Schließlich stand auch noch eine dampfende Schüssel mit schwarzen Bohnen vor mir, etwas suppig eingekocht, und zu guter Letzt kam noch eine irdene Schüssel mit schwärzlich-dicker Substanz. Ich seufzte tief auf. „Das, liebe Leute, schaff' ich nicht!“ Geduldig wartete ich noch auf ein Zeichen zum „Essenfassen“. Da erhob sich der älteste Imâm und dann die anderen und rückten an die Schüsselbatterie heran. Aha — jetzt kam ich dahinter. Mir fiel ein Stein vom Herzen — ich hatte Gesellschaft. Man nickte — richtiger gesagt „kopfschüttelte“ — mich auffordernd heran. Ich rückte mir untergeschlagenen Beinen energisch vor, löste heimlich den Schmachtriemen und sah mich vergeblich nach Waffen um. „Ein Königreich für ein Besteck!“ Aber vergebens — es hieß den Anschluß nicht verpassen. Die drei Weisen vom Dorfe brachen Brotstücke ab, formten sie zu stiellosen Löffeln und schaufelten in gemessener Weise die schwarzen Bohnen und holten mit den natürlichen Eszwerkzeugen Zwiebeln und Lauchstücke aus der anderen Schale. Hui! Eins, zwei hatte ich diese Eszmethode heraus und wurde zur furchtbaren Konkurrenz! Daß ich hin und wieder etwas fleckerte, spielte keine Rolle. Man segte nachher den Tisch — die Strohmatten — einfach mit einem Reiserbesen ab. Einmal griff ich zu hastig in die Zwiebelschüssel und biß in eine Paprikaschote, daß mir die Luft knapp wurde und das Herz aussetzte. Darüber wollten sich die Bauern totlachen,

nur die Imáme lächelten mild und weise. Nach dem Essen wies man mir das Nachlager an, aber ich schlief nicht besonders gut. —

Eskischehir, die Meerschaumstadt, lag vor mir. Überwunden waren die Randgebirge, vorbei die Stunden, in denen ich zeitweise recht gefährliche Augenblicke erlebt hatte. Geradezu furchtbar war der steinige Weg gewesen, meist nicht breiter als eine Wagenspur wand er sich an den Abhängen entlang. Mehrmals zwangen mich tiefe, plötzlich auftauchende Risse, einfach auf die Rücktrittsbremse zu treten, daß sie vor Vergnügen schrie. Sprünge habe ich mit dem Stahlroß gemacht, wie ich sie in meinem Leben vorher nicht für möglich gehalten hätte. Jeden Augenblick erwartete ich ein Zusammenbrechen des Rades, aber die wackere Brennabormaschine hielt aus. Die Fahrt hier war tatsächlich ein Rückfall in jugendlichen Leichtsinm gewesen, aber auch eine enorme Anspannung aller Sinne und Kräfte. Eine geringfügige Panne — Plätzen des Ventilschlauches und Loslösen eines mangelhaft geklebten Schlauchpflasters — hatten mich einige Zeit aufgehalten. Als ich aber endlich gegen Mittag in dem Tal des Pursesackflusses auf ziemlich ebener und leidlich ausgebauter Straße die 790 Meter ü. d. M. liegende Stadt erreichte, merkte ich erst, welche gewaltige Anstrengung ich hinter mir hatte. Aber das Gefühl der Ermüdung wich der Genugtuung, es geschafft zu haben und der Freude, der erste deutsche Tourist auf deutschem Rade zu sein, der die Gesamtstrecke von Deutschland bis Kleinasien zurückgelegt hatte!

Eskischehir ist nicht nur bedeutungsvoll durch seine — allerdings nur mäßig ausgenützte — Meerschaumgrube, sondern heute ein richtiger industrieller Platz an der Bagdadbahn. Es wird gebaut — an allen Ecken und Enden. In der klaren Luft surrten die Riesenvögel, die funkelnagelneuen Aeroplane, die — natürlich — von Deutschen gebaut wurden. So fand ich denn auch bald am Bahnhof ein deutsches Kosthaus, in dem ich verhältnismäßig billig speiste; das Hotel war dagegen schon wieder um 50 Prozent teurer. Angora — zur Zeit wohl die teuerste Stadt von Europa und Kleinasien — beeinflusste das Geschäftsleben. Von den Landsleuten — Bauhandwerkern, Mechanikern, Technikern und Ingenieuren — erfuhr ich wenig, genau genommen nichts Günstiges über die Türken. Sie zahlten — vielmehr sie boten hohe Löhne — den Zahltag verschoben sie allerdings ins Unendliche. Das war natürlich sehr übel. Gute deutsche und ungarische Baufirmen kämpften daher dauernd mit Schwierigkeiten, da sie schwer ihre Außenstände hereinbekamen, aber doch die Löhne prompt zahlen wollten. Der einzelne Ausländer, unter denen es auffallend viele Ungarn gab — war aber in ganz besonderem Maße den Schikanen der türkischen Unternehmer ausgesetzt. Das, was ich bereits von dem deutschen Gärtner in Adrianopel erfuhr, wurde mir hier aufs eindringlichste durch recht betrübliche Einzelfall-

schilderungen bestätigt. So war ich z. B. bei einem österreichischen (Wiener) Bauhandwerker als Mittagsgast — übrigens der erste Deutsche (und nicht mal Reichsdeutsche), der mich auf meiner langen Reise seit Adrianopel einlud — der erhebliche Summen für hergestellte Häuser als verloren ansehen mußte. Es heißt einfach: „Para Yok“ (Kein Geld). Wenn man dann noch diese schnurrigen Kopfnickbewegungen sieht und den Schnalzlaut hört, hat man reichlich genug. Welche Gegensätze: Fremdenfeindliche türkische Unternehmer — und gastlich-gutmütige Bauern!

Im Steppen-Hochlande Kleinasiens

Nach Angora gab es von hier aus zwei Wege, den Flußtalweg und den über Sivrihisar durch die Hochlandsteppe. Selbstverständlich wählte ich den Steppenweg. Die Einsamkeiten, das Meer, wilde Gebirge, weite Steppen und öde Wüsten waren von jeher ein unwiderstehlicher Magnet für mich, und einen besonderen Reiz hatten dann ja auch die in solchen Gegenden liegenden Dassenstädte und -dörfer. Sivrihisar, rund 1000 Meter ü. d. M., lag abseits der Bagdadbahn, war noch jungfräulich — eine echte, türkisch-asiatische Steppenstadt. Da mußte ich hin, mußte — koste es, was es wolle! Und es kostete in der Tat allerhand Anstrengungen. Doch davon später noch! Zunächst hatte ich noch Salweg von Eskischehir ab. Einige Zeit fuhr ich an der Bagdadbahn entlang. Wieder zeigten sich Kriegsspuren. An einem verlassenen und in Ruinen liegenden Dorfe fuhr ich dicht vorüber, und mein Herz warf ein Plus für die Türken in die Wagschale. War es schwer, nachzuempfinden für Menschen, die den Boden ihres Vaterlandes gesäubert und sich gleichzeitig von jahrzehntelangem Druck der Fremdstaaten befreit hatten? Aber dem Bilde des Todes, der Vergangenheit, folgte überraschend eins der Gegenwart. Auf der schon ausgebauten Teilstrecke des Salweges nach Angora kam mir etwas entgegen, was ich infolge der Sonnenblendung zunächst nicht enträtseln konnte. Und dann erkannte ich es. Was war's? Eine Kamelkarawane. Vornweg ein Karawanenführer mit einem Esel, dann ein gewaltig großes Dromedar mit großer Glocke als Spitze. Der Zufall schickte gleichzeitig zwei Riesenvögel aus Eskischehir und leider auch ein Automobil und schließlich noch einen Ochsenkarren. Nun waren mit meinem Kade allerhand Verkehrsmittel zusammen!

Ein halbes Stündchen später hörte der gute Weg auf, und das Radfahren wurde zum Kunstfahren. Meist fuhr ich neben den Wagengleisen über Weizenstoppeläcker — das soll der Bereifung nicht gut tun!

Die kommende Nacht verschaffte mir einen neuen Einblick in türkische Lebensgewohnheiten. Ich stieg in einem Khân (sprich: Ghân) ab. Die Schlaf-

gelegenheit war miserabel, war eigentlich gar keine. Der Khán bestand aus meist rechtwinklig zusammengebauten Stallungen aus Lehmstein, einem geräumigen Innenhof und einem großen Aufenthaltssaum für die Gäste, Bauern und Karawanentreiber. Dieser Raum hatte rundherum an den Wänden ein etwa ein Meter hohes und zwei Meter breites Brettgestell mit Geländer. Die Dielen waren mit Bastmatten bedeckt. Der Gast zieht nun seine Schuhe aus und turnt auf das Gestell, breitet seine Decken aus und setzt sich mit untergeschlagenen Beinen darauf. — Zu essen gab's nichts im Khán, besonders hier im kleinen Dorfe, man konnte sich kaum Brot kaufen. Einzig und allein wurde Tschai (Thee) verzapft. Ich erbeutete zunächst einen Stuhl und überlegte, wie und wo ich schlafen könnte, denn ich fürchtete die Strohmatte mit Inhalt. Zunächst trank ich einen Tschai und dann noch einen usw. Dann verlangte ich energisch etwas zu essen und zeigte einige Geldscheine. Man schüttelte den Kopf — oder vielmehr nickte — „jock“! Ich war ärgerlich. Da kamen Gäste, Soldaten und — ich staunte! — drei Offiziere. Plötzlich redete mich in sehr gebrochenem Deutsch der eine Offizier an und stellte sich als Hauptmann Tefket Bey vor. Er war mein Retter in der Not. Der Khánwirt beeilte sich nun, mich als Gast zu behandeln. Die bekannte große Blechschüssel erschien, das runde — hier etwa 40 Zentimeter Durchmesser besitzende — zolldicke Brot wurde feierlich niedergelegt auf die Strohmatte. Drei weitere kleine Blechteller wurden hingestellt. Das Menü bestand aus einem Teller voll gedämpftem Reis, einem Teller schwarzer Bohnen, einem Teller mit auffallend schmackhaftem Zwiebel-Lauchgemüse. Während ich hineinhielt — man hatte ein Besteck gebracht — erzählte auf meine Aufforderung der Hauptmann seine Kriegserlebnisse. Er war Ordonnanzoffizier gewesen und schwer verwundet zur Genesung nach Wiesbaden gekommen. Er sang ein Loblied auf Deutschland, und ich sättigte mich türkisch und lobte die orientalische Gastfreundschaft. Nach der Mahlzeit öffneten meine Zigaretten die Herzen der Türken, und kühn ging ich auf den wunden Punkt — die Schlafgelegenheit — los. Mit einer gewinnenden, großartigen Handbewegung gab mir Tefket Bey zu verstehen, daß ich selbstverständlich sein Gast sei. Wenn ich schlafen gehen wolle, so sei alles bereit. Nun, das wollte ich sogleich. Neugierig folgte ich dem Hauptmann. Ich kam aber nicht in sein Haus, sondern in die Wohnung eines begüterten Bahnbeamten. Im Vorraum mußte ich mir die Schuhe ausziehen. Dann betrat ich den Hauptraum, der mit dicken — totsicher echten — türkischen Teppichen belegt war. Mein Gastgeber nötigte mich, zu sitzen auf seidenen Kissen und von einer tiefverschleierten Dienerin, beileibe nicht der Dame des Hauses, wurde uns beiden noch Tschai serviert. Dann wurden auf den Teppichen aus Wollmatrasen und feinen Decken zwei Betten bereitet, und nach kurzem Plauderstündchen legten wir uns zur Ruhe.

Des Nachts wachte ich auf, etwas verstört, denn — es biß mich irgendwo, mal hier, mal da und schließlich überall. Also auch hier war das Lager nicht stubenrein! Nun, wie Allah will! Erst einige Stunden später schüttelte ich, im Adamskostüm, umweht von reichlich frischem Steppenwind, das türkische Gastgeschenk aus meinen Kleidern und meiner Wäsche. —

Das Tal hatte ich verlassen. Mühsam quälte ich mich die Randstufen zum Hochland empor. Am Rande der Steppe erholte ich mich erst ein Weilchen in einem Dorf, wo die Jugend mich gar nicht verlassen wollte.

Bei der Weiterfahrt stöhnte ich bald vor Hitze. 27 Grad Celsius im Schatten meines Körpers — das war eine ganz annehmbare Wärme. Ich hatte mich längst meines Jacketts entledigt, trotzdem war es mir im Taghemd und Barchenthemd noch ungemütlich warm. Dazu sehr wenig Luftbewegung. Den Weg, der aus mehreren nebenherlaufenden, tiefausgefahrenen Wagengleisen bestand, mußte ich meistens verlassen. Er war zu sandig. Ich stürzte wiederholt. So quälte ich mich mit der kleinen Übersezung nebenher auf dem leider reichlich weichen, erdig-staubigen Steppenboden dahin. Eine böse Enttäuschung! Amerika kann die Bezeichnung „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ nicht für sich allein in Anspruch nehmen. Auch hier, schon in Kleinasien, kam es immer anders als man dachte, das zeigte mir jeder Tag.

Grau in grau lag die Steppe vor mir. Klar untriften lagen in der trockenen Luft der weit über 1000 Meter ü. d. M. liegenden Fläche lang hingezogene Hügelgruppen, die hier und da felsige Kuppen aufwiesen. Seit die Bahn die Hauptverkehrsader geworden war, schien hier alles ausgestorben. Seit ich das letzte Dorf verlassen hatte, war mir niemand begegnet, und soweit ich blicken konnte, ließ sich nichts Lebendes sehen. Dürres, strauchartiges Gestrüpp bedeckte zumeist den erdigen, weichen, schwarzen Boden. Die Wurzelstöcke waren abgestorben, Grasbüsche zeigten nur, daß zur Regenzeit dieses Land eine gute Weide sein mochte. Hier und da bedeckten kleine Ansiedlungen flechtenartiger, winziger Blattpflanzen den Boden. Ich zerrieb einige Blättchen zwischen den Fingern, das Kraut gab einen angenehmen, würzigen Geruch. Hin und wieder wies der Boden Lehmschichten auf. Dann wurde der Weg hart und für mich angenehm befahrbar. Die Einsamkeit der Steppe tat mir wohl. Ich besah mir zur Unterhaltung meinen inneren Menschen und fand, daß da viel Rehraus nötig war. Schließlich machten aber allmähliche Ermüdung, Sonnenhitze und aufstauender nagender Hunger einem dörsigen Gefühle Platz. Das ganze Ich gruppierte sich zu guter Letzt um den Gedanken „Essen!“ Das war und ist der Abelstand unseres Daseins. Immer stört die Maschinerie des Körpers den Schwung der Gedanken. Wie wäre das schön, wenn man immer mit dem Gefühl des Sattseins durchs Leben pilgern könnte! Welch horrende Ersparnis! Überhaupt ist der

Körper nur eine höchst lästige Fessel des Geistes, der darin zwangsweise eingekerkert ist für kurze Zeit, denn das, was denkt und empfindet, ist ja ein ganz anderes Ich, das eigentliche Ich. Ja, so ist das, dachte ich, und die Steppenbüschel nickten Beifall. Irgendein Machtwort hat das Ich verbannt, festgebunden an dieses Erdgehäuse. Eine Wandlung nur hat es durchgemacht — aus einer anderen Welt und eigentlichen Heimat verbannt, pilgert das Ich herum und hält das, was Schein ist, für Sein. — Eine Staubwirbelwolke stieg vor mir auf, schritt lässig dahin: „Siehst du, jetzt bin ich körperhaft, ein Weilchen ein Ding — ein Etwas“, flüsterte es geisterhaft. Da war's aus — der Wind flaute ab — es war nichts mehr zu sehen. Irgendwoher knurrte etwas dumpf: „Hunger!“ — Uff! die Gedankenkette riß — ich saß im Sandloch fest. „Verdammt, hol' der Teufel alles Philosophieren! Ich will nach Sivrihissar!“ — Und wütend bellte mein Magen. —

Ich war abgestiegen und hielt erst einmal Umschau. Der Weg wurde nach langer Zeit wieder für eine größere Strecke fester. Ich befand mich auf einem Hügelhöhenkamm. Rechts — nach Südwest — bog ein Weg ab. Ich verfolgte ihn aufmerksam. Drüben am jenseitigen, etwa zwei Kilometer entfernten Hügelkamm, befand sich eine Felskuppe. Der Weg führte deutlich erkennbar hinauf und verschwand hinter dem Gipfel. Dort sah etwas so aus wie Häuser. Durch das Glas erkannte ich dann auch tatsächlich ein Stück Dorf oder größeres Gehöft. Hunger tut weh. Ich wollte den Abstecher machen. Brot war sicher zu haben. Eier mußten die guten Leute ebenfalls hergeben, vielleicht erstand ich mir auch ein Huhn und ließ es mir kochen. Der Weg — erst etwas Gefäll — war fest, wenigstens in Fußwegbreite. Ich kam rasch ins Tal, und dann nahm ich mit der kleinen Übersehung die Steigung. Langsam aber stetig kam ich dem scheinbar menschenleeren Dorfe näher. Ich dampfte vor Anstrengung, aber ich ließ nicht locker, ich wollte nicht mehr absteigen. Sturm auf die Festung! denn so sah das Dorf wirklich aus. Das mußte ich nachher unter allen Umständen knipsen! Ein richtiges Burgnest — eine Räuberfestung! Kurz vor dem Dorf stieg ich aber doch ab. Eine kleine Quelle lockte mich. Ich füllte meine Flasche und hatte dabei das Gefühl, als wenn das sehr gut wäre. Dann stieg ich wieder auf und kam langsam in einer Serpentine um die Felskuppe. Was sich meinen Augen bot, war wirklich staunenswert. Das Dorf war bis auf einen torähnlichen Straßeneingang vollständig von Hauswänden und Mauern rings drei bis fünf Meter hoch umschlossen. Die eigentliche Ortschaft lag in drei Terrassen an der Felskuppe aufgebaut. Die Dorfmauer stand auf abschüssigem, etwas felsigem Gelände, aus dem hier und da Wasser rieselte. Nur der Eingangsweg war in mäßiger Steigung zugänglich. Noch hatte ich niemand gesehen. Ein paar Rauchsäulen stiegen aus mehreren Häusern, die

aus Lehm, aber mehr noch aus Felsstein erbaut waren. Im Dorfeingang fielen mich drei wütend kläffende Köter an. Zwei Kerle und einige Kinder flüchteten zunächst erschreckt in ein Haus. Kaum aber hatte ich einen größeren Platz erreicht, da strömten von allen Seiten heftig gestikulierende Menschen auf mich zu. Der begeisterte Empfang rührte mich. Aber wie sahen die Leuten bloß aus! Die Kerle waren bedeutend größer als die Türken, die ich bisher gesehen hatte, die Frauen sahen mich unverschleiert an. Die Gesichter hatten einen fast mongolischen Typus, aber die Kopfform war ausgesprochen kaukasisch. Breite, hohe Stirn, starke Nase, große, schwarze Vollbärte, das Auge trotz des mongolisch schrägen Schnittes groß und — es fiel mir auf — finster, lebhaft. Man rückte mir mit einer Miene entgegen, die so ganz anders war, als ich sie bisher gewohnt gewesen war. Ich sagte höflich mein „Salem aleikum“ und bekam keine Antwort. Man redete auf mich los in einer Aussprache der doch wohl türkischen Sprache, daß ich erstaunt war. Ich redete sofort auf die nächsten Kerle ein, die mir am würdigsten schienen. Ich erklärte, daß ich Fleisch, Brot, Eier oder irgend etwas zum Essen kaufen wolle. Man schüttelte den Kopf und sah mich wenig freundlich an. „Wo bin ich bloß hing geraten?“ fuhr es mir durch den Kopf. Zigeuner waren es nicht, wie Türken sahen sie auch nicht aus. Auf einmal war ich von meinem Rade abgedrängt. Ein paar große, alte Kerle — einige waren um einen halben Kopf größer als ich, und das will was heißen! — forderten mich auf, ihnen zu folgen, d. h. diese Aufforderung hatte etwas unangenehm Befehlendes an sich, dazu griff der eine lange Laban mir noch unter die Arme und wollte mich sozusagen weiterzerren. Da sah ich mich nach meinem Rade um und bemerkte mit auftauchendem ungemütlichem Gefühl, daß man dabei war, es nach einer andern Richtung fortzuschleppen, und dann sah ich noch, was bisher noch kein Türke in Stadt oder Land gemacht hatte, daß man sich daranmachte, die Gepäckriemen zu lösen. Hallo! Jetzt wurde es aber Zeit. Mit einem energischen Ruck war ich von meinem Führer los und mit ein paar raschen Sprüngen am Rade. Ich brüllte den nächsten auf deutsch wütend an: „Laß los, du Lummel!“ Ich gab meinem Rade einen kräftigen Ruck, schimpfte und riß energisch die fremden Hände von meinem Gepäc. Hastig befestigte ich die schon gelösten Riemen, bestrebt, das Rad ganz frei zu bekommen. Aber bald war ich von der lärmend-schreienden Menge umdrängt, die zum Teil recht böse Gesichter machte. „Verflucht noch einmal, wie komme ich hier wieder los?“ Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich holte rasch einzelne Kleingeldstücke aus meiner Brusttasche und gab sie den Frauen, die sich — mit den Babys auf dem Arm — gerade vor das Rad stellten. Das Gedränge war zu fürchterlich, und entschlossen griff ich nochmals in die Tasche und warf ein paar Münzen nach rückwärts. Ein tolles Durcheinander — aber Luft. Eins, zwei, war ich



auf meinem Sitz, brüllte die vor meinem Rad Stehenden mit lautem „Platz da, ihr Strolche!“ an und trat an, so schnell ich konnte. Ein Glück, daß ich noch die kleine Übersezung angestellt hatte, sie erlaubte mir, schnell in Schwung zu kommen. Mit einem fürchterlichen Gebrüll rannte die ganze Dorfbesölkerung mir nach. Ein Kerl stürzte aus einem Seitengang auf mich zu und wollte mir den Weg versperren. „Hallo, Bursche, mach Platz, oder ich fahr' dich zu Mus!“ Er hat es geglaubt und sprang beiseite. Wie ich durch den Dorfeingang herausflügte, stand am letzten Hauseingang ein alter Kerl — ich sah noch im Vorbeifahren, wie er mit dem Kopfe schüttelte — aber ich sah noch etwas: Eine Kleidung, eine Tracht wie eine Uniform. Donnerwetter — die hatte ich doch schon mal irgendwo gesehen — aber wo? Was war das für eine Tracht? Donnerwetter, ja — Tscherkessen — wahrhaftig, das mußte eine Tscherkessenuniform gewesen sein. Ich bin ein Gegner von Schnelligkeitsrekorden — jetzt aber war ich ganz dafür, jetzt war es auch angebracht, denn noch hörte ich das Brüllen der Tscherkessen — wenn es welche waren — hinter mir. Ich sauste an der Quelle vorbei — wie gut, daß ich Wasser genommen hatte! — stellte die große Übersezung an und trat los wie nicht gescheit. Dazu das Gefäll! Das Wasser floß mir aus den Augen, es sauste vor meinen Ohren. Nur jetzt keinen Stein und jetzt kein Loch. Der Blick geisterte den schmalen, festen Pfad entlang, Hindernisse suchend. Ich fuhr durchs Tal und kam mit Schwung die andere Steigung in die Höhe und erreichte den Hauptweg. Jetzt konnte ich fahrend mich nach den liebenswürdigen Dorfbewohnern umsehen. Schau, schau, einige waren bis ins Tal mir nachgefolgt. Ein Klumpen schwarzer, beweglicher Pünktchen kribbelte am Dorfeingang und Abhang umher und bewunderte sicher meine tadellose Flucht, die vielleicht gar nicht nötig gewesen war und nur ein Mißverständnis sein konnte. Trotzdem fuhr ich in strammem Tempo „für alle Fälle“ weiter. Aber ich bemerkte nichts von einer Verfolgung, und nach einer Stunde hielt ich vor Erschöpfung bei einer neuen Steigung auf sandigem Weg inne. Eine kurze Kräftigung mit etwas eisernem Proviant — Brot, Käse, Wasser. Jetzt endlich holte ich auch aus der Packtasche tiefstem Grund den Revolver hervor und lud ihn zum erstenmal, dann verschwand er wieder in der Rahmentasche — aber griffbereit. Dann schob ich das Stahlroß bergauf und fuhr weiter ostwärts — ostwärts in die Steppe hinein.

Die Sonne war im Sinken, als ich ein großes Dorf erreichte. Es lag in einem Tal, das sogar einige richtige Akazienbäume und ein Stück bewässerte Weide aufwies. Recht mißtrauisch fuhr ich in das Dorf hinein, bereit, bei unfreundlichem Empfang rasch weiterzutreten. Aber gleich die ersten Menschen hatten wieder das übliche türkische Aussehen. Also ein Versuch mußte gemacht



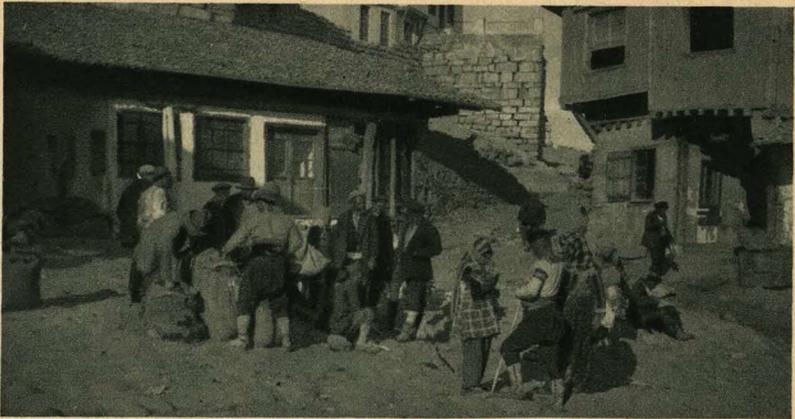
Mohammedanische Schönheiten in Siwrhissar



Türkischer Bauer mit Ochsenkarre



Angora-Altstadt (Festungsstadt)



Kleiner Handelsmarkt in der Altstadt



Straße in der alten Talstadt (im Hintergrund freihängende Schriftreklame)



Spitze einer Karawane in der Salzwüste

werden, Lebensmittel zu bekommen. Ich war zum Umfallen hungrig, aber ich hütete mich, den eisernen Bestand zu erschöpfen. Darin war ich nun geizig.

Vor einem größeren Hause — aus Lehmsteinen — standen mehrere Männer — darunter ein İmâm, kenntlich an dem Turban. Ich stieg ab. Man kam neugierig — aber ruhigen Schrittes näher. Ich sagte mein Sprüchlein: „Ich bin deutscher Tourist. Ich habe Hunger. Kann ich etwas zu essen kaufen?“ Ein alter, wenig sympathisch aussehender Türke fragte: „Para wâr?“ (Haben Sie Geld?) Ich zeigte einen größeren Geldschein. Sofort wurde er liebenswürdig und erkundigte sich nach meinen Wünschen. Fleisch sei nicht da, sagte er, aber ob ich eine „jan nurtaly“ (Eierspeise) und „ekmek“ (Brot) haben wollte? Die andern Männer schienen mit dem Verhalten des Alten nicht ganz einverstanden zu sein. Man sprach lebhaft miteinander, während ich in ein benachbartes Gebäude genötigt wurde. Der alte Bursche — ich glaube, er wurde İsméd genannt — ließ sich sogleich ein halbes Duzend Eier in einer Pfanne braten und gab mir drei tellergroße Rundbrote, in die ich sofort einhieb. Mittlerweile kamen dauernd Dorfbewohner, auch einzelne Frauen, die mich „hinter dem Vorhang“ musterten und meinen Appetit bewunderten. İsméd knöpfte mir für das Diner eine für Stadtverhältnisse bescheidene, für Landerhältnisse aber erhebliche Summe ab. Unnähernd eine Mark. Ich war glücklich, mich sättigen zu können. Unterdessen hatte man herausbekommen, daß ich fotografierte. Sogleich forderte mich İsméd auf, ihn zu porträtieren. Neben dem Gebäude nahm ich noch rasch mit Blick über einen Teil des Dorfes und auf die hügelige Hochlandsteppe die sympathischsten Bauern auf. İsméd, ein wenig bucklig, steht ganz rechts auf dem Bild. Er hält noch eine meiner Zigaretten in der Hand. Nach diesem Akte wurde ich ins „Sitzungszimmer“ des Dorf-„Rathauses“ geleitet. In dem Raum befand sich zu meinem nicht geringen Erstaunen ein etwa drei Meter langer Divan, und ein Teil der Strohmatte war mit Teppichen bedeckt; ebenso der Wandteil des Divans. Als ich nach Entledigung meiner Stiefel auf dem Ehrensitz Platz genommen hatte und mir ein Kissen unter die Arme und unter das Kreuz geschoben hatte — zur Erleichterung des „Türken sitzes“ — wurde mir ganz türkisch zumute, und ich verlangte von İsméd einige İschais. Er verlangte seinerseits gleich etwa 40 Pfg. dafür. Das war nun entschieden unverschämt, aber ich gab sie ihm doch. In diesem Augenblick statteten mir zwei İmâme ihren Besuch ab. Der eine fing heftig an, mit İsméd zu schelten. Es schien sich um meine Person zu handeln, denn die Worte „alaman“ und „Musafir“ (Gast) kamen sehr oft vor. İsméd verließ das Lokal mit einem — wie mir schien — tückischen Seitenblick auf mich. Der İschai kam, aber nicht İsméd. Ein junger Bursche, derselbe, der auf dem Bilde ein Taschentuch in der Brusttasche trägt, brachte mir Tee, Zucker und

geröstetes Brot und — das Geld wieder. Er entschuldigte sich und ebenso der eine Imám. Das Geld sei irrtümlich angenommen worden. Ich habe nichts zu zahlen. Ich bedankte mich natürlich, erklärte aber, das Geld nicht annehmen zu wollen und legte es auf den Sims der kaminartigen Feuerstelle.

„Tün-Tün, hépsi!“ (Tabak für alle!) Man tat so, als habe man nichts gesehen. Die Unterhaltung war eine Holzhackerarbeit für mich. Ich erfuhr aber doch, daß die Weizenernte ganz gut gewesen sei, daß das Dorf zweihundert Familien zähle — also bedeutend war — daß ferner alle Ansiedler den Kampf gegen die Griechen mitgemacht hätten, und daß Sivrihissar eine große und sehr schöne Stadt sei.

Ich hatte in der Nacht auf dem Diwan wider Erwarten besser geschlafen als bei Hauptmann Lektets Freund. Das Geld, das bis zum Morgen einsam auf dem Sims gelegen hatte, nahm schließlich der junge Mann, der mich bedient hatte und der mir auch ein solides Abendbrot gebracht hatte, das aus gedämpften Weizenkörnern — schmackhaft wie Reis — ferner aus Bohnen, Zwiebelgemüse, Schaffkäse, Brot und Tee bestanden hatte. — Fast das halbe Dorf verabschiedete sich, und ich mußte wohl ein halbes Duzend Aufnahmen „markieren“. Isméd aber ließ sich nicht sehen. Als ich jedoch mein Rad fertig gepackt hatte und nochmal alles nachsah, entdeckte ich zu meinem großen Schrecken einen Messerschnitt im vorderen Mantel. Die Öffnung war zolllang, der Luftschlauch quoll als dicke Blase durch. Ein kilometerlanger Fluch klebte die Geschichte leider nicht zu. Jetzt entsann ich mich, in der Nacht ein Geräusch im Vorzimmer, wo mein Rad stand, gehört zu haben. Ich dachte an Isméds türkischen Blick und ging wohl nicht fehl, dies Attentat auf sein Konto zu setzen. Die mich umstehenden Bauern schüttelten ihre weisen Häupter und ließen jenen Zungenschnalzlaut hören, der, mit Kopfschütteln verbunden, Erstaunen und Bewunderung ausdrückte. Ein mit Klebemasse präpariertes Leinengewebe von Segeltuchstärke und ein Lederstück machten den Schaden so weit gut, daß ich wenigstens wieder fahren konnte. Das vorzügliche Gewebe des Phoenix-Cord riß zum Glück beim Fahren nicht weiter.

Mittagszeit war vorbei, da erblickte ich in dunstiger Ferne die Konturen einer wildgeformten Gebirgskette. Es konnte nicht anders sein, das waren die Berge von Sivrihissar. Stunde um Stunde des Nachmittags verging. Auf schmalem, festgetretenem Pfade fuhr ich in gleichmäßigem Tempo vorwärts — ostwärts, der Blick hing wie gebannt an der Gebirgssilhouette. Die Nachmittagssonne beleuchtete prächtig das Gebirge und weit hin die staubige, trockene Steppe. Aber wo war Sivrihissar?! Nichts deutete darauf hin, daß ich mich einer größeren Stadt näherte. Kein Mensch! Kein Tier! Nicht einmal ein Vogel! Tot, still lag das Land. Die Sonne glühte, die Luft flimmerte. Ein-

zelne Staubwolken stiegen nord- oder südwärts auf und verschwanden. Ganz schwach flatterte ab und zu ein Windhauch über die Weite der Steppe. Ostwärts erhob sich das phantastisch gezackte Gebirge. Es paßte gar nicht hinein in das wellige Hügelmeer des Hochlandes. Wieder und wieder glitten meine Blicke das Gebirge entlang. Wo war Sivrihissar? Wo? Wo? Nichts! Ich kam näher und näher — noch immer nichts! War sie verzaubert, diese Stadt — verschwunden — vielleicht falsch in die Karte eingezeichnet? Vielleicht auf der andern Seite des Gebirges? Ich lehnte mein Rad an den Wegrand, trank den letzten Schluck Wasser und — siehe da! Vor mir lag Sivrihissar! Wo hatte ich nur meine Augen gehabt? Ganz deutlich im Talkessel erblickte ich nun die Steppenstadt, sah durch das Glas ein Häusermeer und die schlanken, weißen Minarets! Je näher ich kam, um so herrlicher wurde der Blick auf die Stadt. Mitten in der Wüstenei von Sand, Steppe und Steinen und nichts Grünem weit und breit, im Schuß einer bizarren Felsenkette lag wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht eine ansehnliche und schöne Stadt. Jergendein Zauberer hatte diese Stadt aus reichem Land hierher in die Wüste verbannt. Bis an die Straßeneingänge Sand und Steine — Wüste — kaum ein Mensch zu sehen — und dann mit einem Schlage kam eine belebte Stadt! Wie war das möglich? Das Rätsel löste sich bald. Der Hauptverkehr Sivrihissars ging nach Angora, also über das Gebirge, und längs des Gebirges und in der ostwärts verlaufenden Senke waren große Weizenfelder und bewässerte Ländereien. Ich war gerade von der wüsten Seite gekommen.

Es ließ sich alles gut an in dieser Märchenstadt. Am Hauptplatz — mit Blick auf das Gebirge — bekam ich für etwa 70 Pfg. ein leidlich sauberes Bett. Meine polizeiliche Anmeldung gestaltete sich zu einem feudalen Empfang bei Kaffee und Zigaretten, und als ich am Abend von einem Stadt- und Bergausflug zurückkehrte, hatte der deutschfreundliche Gendarmerieoffizier mir ein Abendbrot von fünf Gängen mit zwei Flaschen Bier (diese kosten hier je 1,10 Mk.) aufstellen lassen. Ich trank begeistert auf das Wohl der Jungtürkei! Oh, die bestechliche Seele! — —

„Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“ Wie gern wäre ich hier ein paar Tage geblieben! In der Hauptstraße erwischte ich endlich einmal gleich vier ländliche Damen. Angstlich verhüllten sie das rechtgläubige Antlitz, trotzdem schauten drei nach dem „Gaur“ hin nach dem bekannten Ausspruch: „Sen Doge riskier' id!“ Ich fand es aber doch äußerst lustig, daß die Damen so peinlich das Gesicht verhüllten, aber ungeniert die respektablen „Höschen“ zeigten. In Deutschland ist's gerade umgekehrt. Komisch! Mittags rief vom hohen Minarett der Imám oder Muezzin zur Gebetstunde. „Allah akbár!“ (Allah ist groß!) Diese Stadt war wirklich schön, denn sie war im Herzen noch türkisch. Es war

die erste Stadt, von der mir der Abschied schwer wurde. Eine sehr sauber ausgebaute Steinstraße führte über das aus Granit bestehende Gebirge einige Kilometer weit in ein quellenreiches, sich nach Nordosten verbreiterndes Tal, das überall bewässerte Felder, Weingärten, Obstbaumpflanzungen und Gemüseanlagen aufwies. Doch dauerte diese Herrlichkeit nicht lange. Der Türke versteht noch nicht, das vorhandene reichliche Wasser genügend auszunutzen. Schon nach wenigen Stunden befand ich mich in dem breiten, nun wieder unfruchtbaren Hochlandtal, das sofort wieder ausgesprochenen Wüstencharakter zeigte. Ungenügt floß an dem einen Höhenrand ein starker Bach, der Karte nach mußte er sich in den Pirsackfluß ergießen. Hier lagen noch unbebaut Tausende von Hektaren fruchtbarsten Landes. Viele Wegkreuzungen machten mich in der Richtung zum erstenmal irre. Ich war daher glücklich, in der Ferne ein Ochsenfuhrwerk zu entdecken. Ich steuerte darauf zu und erfuhr dann auch, daß ich mich tadellos verfahren hatte und auf dem besten Wege war, an Angora vorbei südwärts in die Salzwüste zu geraten. Ich wurde von dem ehemaligen Kameraden von Gallipoli quer durch die Steppe auf den richtigen Weg gebracht. Die gutgezogenen Ochsen gingen unterdes mit dem Karren, dessen Holzräder einen wunderbaren, quietsehenden Gesang ertönen ließen, ihren vorschriftsmäßigen Weg nach Hause. So dumm waren die anatolischen Ochsen nicht, daß sie zum Wegfinden einen Führer brauchten! Mit einem halben Duzend Zigaretten als Backschisch verabschiedete sich vergnügt der Wegweiser. Ich aber quälte mich wieder — abseits des Weges — durch die weiche, erdige und staubige Steppe, hügelauflauf, hügelab. Einige Kilometer fahren, einige schieben. Es war eine Schindluderarbeit. Spät in der Nacht erreichte ich tatsächlich eine Station an der Bahn nach Angora. Der Stationschef nahm mich freundlich auf und ließ mir ein Nachtquartier herrichten, das zum erstenmal gänzlich floßfrei war. Das Abendessen enthielt zur Abwechslung Spiegeleier mit kleinen, gebratenen Fleischstücken, sonst auch Reis, Bohnen und als Nachtisch eine süße Frucht, die mir unbekannt war. Der freundliche Beamte unterhielt sich ein langes und breites mit mir über meine Reise und meine nächsten Wegziele. Ich berichtete ihm von dem Zusammentreffen mit den Tcherkessen, konnte aber auch nur Mutmaßungen erfahren. Das Völkchen blieb mir rätselhaft.

Am andern Morgen schwang ich mich, frisch gestärkt und ausgeruht, aufs Rad und ließ die Bahn hinter mir liegen.

Der Weg von Beliköpri, das war der Name der Station, die ich soeben verlassen hatte, war nicht mehr ein Weg, sondern nur die Andeutung eines Weges. Es waren Karren und Karawanenspuren im Steppensande, die eine Anzahl „Wege“ andeuteten und nur das eine Gute an sich hatten, daß sie „anscheinend“ immer nebeneinander herliefen, so daß schließlich die Wegrichtung

festlag. So blieb das auch einen ganzen Tag lang. In der Nacht darauf übernachtete ich wieder in freier Steppe, denn es zeigte sich nichts, was mich zur Einkehr hätte veranlassen können. Die Eisenbahnlinie sah ich überhaupt nicht mehr. Die Dörfer oder Dorf vorstellenden Lehmhütten-Ansammlungen verschwanden ebenfalls nach und nach ganz. Ich war am Abend „allein auf weiter Flur“!

In der Nacht beberte ich vor Kälte, wenn ich wach wurde und zum Aufstehen gezwungen war. In meinen Wolldecken, die durch die überdeckten Zeltplanen die Wärme nicht fortließen, war es auszuhalten. Früh, sehr früh, vor Sonnenaufgang packte ich mit klammen Fingern und marschierte weiter, denn radeln hatte ich größtenteils schon am vergangenen Tage nicht mehr können, selbst wenn es gelegentlich etwas bergab ging.

Der herrliche Sonnenaufgang ließ mich des Weges oder richtiger der Spuren nicht so genau achten, denn, wenn ich fuhr, radelte ich parallel auf härteren Stellen wenig bewachsenen Steppenbodens und hielt nur Lugaus nach den Karrengleisen und Kamelspuren. So kam es denn, daß ich mich gründlich verfuhr. Ich hatte eine Abzweigung übersehen. Ich war auf dem besten Wege, glatt an Angora vorbei in die Salzwüste zu geraten. So eilig hatte ich es nun doch nicht mit der Wüstenfahrt. Ich hatte am Vormittage wie üblich vor der Weiterfahrt die Zahl am Kilometermesser notiert. 40 Kilometer hatte ich inzwischen geschafft. Ein Blick auf den Kompaß machte mich stutzig. Jetzt steuerte ich auf eine Hügelkuppe und „sah mich stumm — im Kreise ringsum“. Erhabene Stille der Steppe umgab mich. Mit dem Glase suchte ich die wüste Weite ab. Da! Dort ... wie kommen dort Zelte hin? Aha! Ein Wegneubau. Hinab ins Tal und querfeldein, über einen Hügel, dann kam ich an den Straßenbau in der Steppe und erreichte die Zelte. Der Unternehmer, ein Bosniake, der etwas deutsch sprach, zeigte mir an der Hand einer Kartenskizze, wie wundervoll ich mich verfahren hatte. Ich war glücklich, als man mich zum Dableiben und Ausruhen einlud, denn ich war nicht nur verärgert, sondern auch außerordentlich erschöpft, so daß ich notwendig eine Auffrischung brauchte. So blieb ich denn den Rest des Tages dort und genoß bosniakische Gastfreundschaft im Zeltlager. In der Nacht machte ich eine neue Entdeckung. Es war bitter kalt auf dem Hochland. Im Zelte 0 Grad Celsius; draußen vor Sonnenaufgang minus 3 Grad Celsius.

Nach einem großen Wegbogen erreichte ich wieder die richtige Straße nach Angora. Trotz bester Laune und beim festen Willen, mich durch nichts aus der Ruhe bringen zu lassen, verfolgte mich dauernd das Mißgeschick. Strecken steinigen Weges verschafften mir wiederholt Pannen, und ein spitzer Kiesel durchbohrte ausgerechnet die Flißstelle der Attentatswunde und riß sie noch ein wenig

weiter auf. Mehrmals stürzte ich, da der türkische Sand Steinlöcher zudeckte, die nicht mal Luchsangen hätten entdecken können. Es war eine Tortur! Bei all den Qualereien pfiff ich Marsch-, Militär- und sonstige Lieder — und wenn ich ganz erbozt war, pfiff ich die Marseillaise! Aber es half alles nichts. Als zu guter Letzt der miserable, in Stambul gekaufte Ventilschlauch dauernd pläzte und der Rest aufgebraucht war, lachte ich ganz unbändig. Kismet!

Das Rad schiebend, erreichte ich am Spätnachmittage eine Station. Zwei Stunden darauf saß ich im Zuge — und so gelangte ich nach Angora. Die Steppe hatte den ersten Sieg über mich davongetragen. —

„Laut donnernd brauste der Schnellzug . . .“ so heißt es bekanntlich in den gewissen Reisebeschreibungen von einer Ankunft in der Hauptstadt eines Landes. In Angora war die Geschichte anders: Leise schleichend schnaufte gähmend müde der Nachtzug durch die anatolische Steppe und erreichte unter den Jammerlauten einer mißtönenden Lokomotivpfeife mit einem letzten stöhnenden Seufzer die Stadt, von der man sagt, daß sie die schönsten Katzen züchte. Das war nämlich alles, was man früher von Angora wußte. Jetzt — ach du meine Güte! Jetzt war hier ein Leben — fast wie in einer amerikanischen aufblühenden Industriestadt. Angora mag heute wohl 100 000 Einwohner haben. Aber es schien Schall und Rauch! Gründungsfieber, das bald abflauen und dem vielleicht ein Katzenjammer folgen kann.

Ich kam mitten in der Nacht an. Auf dem Bahnhofsplatz wimmelte es — das ist nicht übertrieben — von Autos und Autobussen. Ein wildes Durcheinander! Schnell verdrückte ich mich nach der Seite. Ich hatte mein Rad so weit wieder instand gesetzt, daß ich wenigstens die gut ausgebaute Straße bis zur Stadt — etwa zwei Kilometer weit — fahren konnte. Es autelte dauernd an mir vorüber. Mein elektrisches Licht war fast überflüssig. Die Straße war von den vielen Scheinwerfern der Autos und Omnibusse genug erleuchtet, und die Regierung war klug genug, sich diesen Umstand zunutze zu machen und den Weg ohne Beleuchtung zu lassen — oder es funktionierten ausnahmsweise gerade heute bei meinem Einzuge die elektrischen Bogenlampen nicht. Ganz plötzlich war ich in der Stadt. Ich kam auf einen Platz mit einem Denkmal des Gazi. Die Autobusse gaben hier den größten Teil ihres eingeschluckten Inhaltes wieder von sich. Hier mußte für mich die Entscheidung fallen, wo ich diese Nacht mein müdes Haupt hinlegen sollte. Nach einigen vergeblichen Versuchen, mein Türkisch den Türken verständlich zu machen, erwischte ich endlich eine intelligenteren Haut. Eine gute Zigarette schärfte augenblicklich das Gehör. Der junge Mann führte mich in eine Seitenstraße und wies auf ein Hotel, das er als besonders billig bezeichnete. Dann verschwand er, und heraus stürzten zwei dienstfertige Kellner und wollten mir sogleich das Rad abnehmen. Stopp! „Kátsch pára

bir jatak?!“ (Was kostet ein Bett?) Schon kam der Löwe des Hauses freudestrahlend und erklärte, äußerst billig zu sein. 4,40 Mark das Bett. Oha! „Merci, monsieur!“ Ich wendete mein Stahlroß stadtein. „Halt, halt, mein Herr“, stürzte der Hotelier auf mich zu und ergriff mich beim Rock, „Sie können auch ein Bett, ein sehr gutes, vorzügliches Bett noch billiger haben.“ Das billigste Bett — unter 3 Mark ging es nicht — stand in einem Zimmer mit drei Betten, Tür und Fenster nach dem Innenhof, der glasüberdeckt war. Luft — puh — türkisch dick wie der Rauch vom Tschibuk. Aber wenigstens nur 3 Mark, denn so schnell kam ich doch nicht von Ungora wieder fort, wie ich es wünschte, das ahnte ich schon, außerdem erst mal ein Bett — erst mal richtig ausschlafen — dann werden wir morgen sehen, was mir Fortuna wieder Reizendes beschert hat. Oh, dieses Frauenzimmer — die Fortuna mein' ich! Beim Auspacken meines gut verschnürten Gepäcks vermischte ich mein Fouragepaket: Brot, Käse, und obendrein den noch leidlich guten Regenmantel. Hin ist hin — und futsch ist futsch. Nein, dieses Frauenzimmer!

Am nächsten Morgen suchte ich im Hotel das Waschservise. Hm. „Jock!“ (Sibr's nicht!) Für die zweit- oder drittklassigen Gäste gab es eine Blechkiste mit Hahn unten dran, wo das Wasser rauslief, was man oben reinfüllte — türkisches Patent! Eine Waschschißel — Blechtrog — nur zum Auffangen des Schmutzwassers bestimmt — denn man wäscht sich freihändig — oder auch gar nicht in der Türkei. Daneben, auf einem an die Wand genagelten Blechstück — lag ein Stück Seife, die nicht schäumte und daher sehr sparsam war. Dagegen — eine ungeheure Verschwendung — hing über jedem Bettgestell für jeden einzelnen Gast — man bedenke — ein richtiggehendes Handtuch!! Luxus! —

Eine große Kanone auf schriftstellerischem Gebiete soll mal gesagt haben, daß man die Kulturhöhe eines Volkes nach der Einrichtung jenes verschwiegenen Kabinetts, dessen Besuch durch einen Stellvertreter auch für die allerhöchsten Personen nicht möglich ist, beurteilen könne. Ich bitte besonders zartbesaitete Leser und Leserinnen schnell den nächsten Abschnitt aufzusuchen und das hier Folgende zu überschlagen!

Als gewissenhafter Beobachter fremder Länder, ihren Sitten und Gebräuchen, halte ich's doch für gut, eine Schilderung dieser Hoteleinrichtung zu geben. Der Raum — hat meistens einen Zementboden. In diesem befindet sich eine spannungsgroße Öffnung. Hm! Vor dieser Öffnung sind zwei fußförmige Erhöhungen — ebenfalls aus Zement — angebracht. Uha! Links oder rechts davon befindet sich ein Blechgefäß mit Wasser drin und unten einem Hahn, wo das Wasser rauslaufen kann — — ??? — Manchmal steht auch eine kleine, originell geformte Blechflasche mit länglichem Trichter daneben. Ja! — — ???

Sie verstehen noch immer nicht? Na, also! — Die Stelle, wo bei uns das Klosettpapier hängt oder die liebliche Rolle mit den zu kleinen Abschnitten — die ist weg, verstehen Sie, ganz weg! Die gibt's nicht in der Türkei, dafür ist nämlich die ulkige Blechflasche da oder der Blechtrog mit dem Hahn, wo das Wasser . . . Sie finden das sonderbar?! Ich nicht. Das Loch in dem Zementboden ist gut, viel besser als ein Sitz, der nicht ganz tadellos sauber ist. Lästig ist das nur für alte und kranke Menschen, aber da ist eben hilfsbereite Nächstenliebe da. Als wir klein waren, war unsere liebe Mutter dazu gut genug. Unangenehm ist der Zementboden nur, wenn die Öffnung reichlich klein ist. Ja, und das Wasserlosettpapier? — Ich habe dicke Bücher über das Leben der antiken Völker ausgelesen, aber ich weiß heute noch nicht, wie es damals diese kultivierten Völker gehandhabt haben mit dem Kabinett. Vielleicht wird nächstens so eins ausgegraben, und wir finden vergilbte Papyrusrollen mit zu kurzen Punktierlinien. Im übrigen, um diesen Gebrauch nicht unnötig lächerlich zu machen: er ist moslemitische Reinigungsvorschrift — an den Europäer denkt man nicht.

Nach dieser kulturellen Betrachtung — die zartbesaiteten Gemüter dürfen wieder mitleiden! — komme ich auf den sonnigen Morgen des ersten Tages in Angora zurück. Der Hotelier erkundigte sich händereibend nach meinem Befinden und fragte so nebenbei, ob ich noch bleiben wolle — und es wäre üblich, gleich zu bezahlen. Schön — gemacht! Es gab gleich darauf einen kleinen Krach! 3 Mark für das Bett — stimmt! Soudsoviel Prozent für die Steuer — aha! O Kemal! Und dann noch für die — Bedienung, die nie da war, wenn man sie brauchte, und bei den mangelnden Services verd . . . wenig zu tun hatte, waren nicht mit vorgesehen. Aber es half nichts. Mensch, zahle lächelnd — und wenn du hundert Gallensteine gleich kriegen möchtest, lächle, lege die Hand — aber ja die rechte, denn die linke soll nichts Gutes bedeuten bei den Orientalen — lege die Hand auf die Brust, verneige dich lächelnd und gehe als Sieger über die Schwäche davon. Denn es ist eine deiner unwürdige Schwäche, am Mammon zu hängen, der das Vergänglichste ist von allen Dingen. Bah! Lumpige 44 Pfennige. — —

Angora besteht eigentlich aus drei Städten oder Stadtteilen: Der auf dem Berge gelegenen Altstadt, der am Bergabhänge und im Tale gelegenen Unterstadt und den neu erbauten Stadtteilen mit hochmodernen, großen Geschäftshäusern, Villen und dergleichen, der Neustadt, die eigentlich einen Kranz von Vorstädten darstellt. Die Bergstadt ist entschieden die interessanteste. Gleich der erste Tag machte mich mit ihr mehr — als ich zunächst selbst gewünscht hatte — bekannt. Das lag an der Ottomanbank, die sich nicht finden lassen wollte. Ich befragte sehr intelligent aussehende Türken. Sie verstanden einfach mein Türkisch

nicht. Ich Unglückswurm fragte nämlich immer: „Ottomanbank nérede?“ (Wo ist die Ottomanbank?), hätte aber fragen müssen: „Osmánlibánk nérede?“ Der Leser wird sich an den Kopf fassen und sagen: „Du lieber Himmel, der Unterschied ist doch nicht so gewaltig.“ Ja, das ist nun nämlich so ein Beispiel von der Schwerfälligkeit, ich will aus Höflichkeit nicht sagen: Beschränktheit — der Türken. Wenn sie etwas nicht gleich begreifen, dann sind sie schnell mit dem „jock“ (nein, ich weiß nicht!) bei der Hand. Es steckt aber oft hüßische Unfreundlichkeit dahinter. „Laß doch den Gaur suchen!“ — So pilgerte ich mit meiner Kamera lange in den Gassen und Gäßchen umher. Hier war noch der berühmte Schmutz und üble Geruch zu finden, von dem alle Orientreisenden schreiben. Wir haben in alten Städten Deutschlands auch enge Gassen, wo oben die Nachbarn sich die Hände über die Straße weg reichen können. Das ist aber so selten, daß es eben als Sehenswürdigkeit gilt. Hier sind schon unten die Straßen für Wagen zu schmal. Nur hochbepackte Esel und mehr oder weniger beladene Menschen quetschen sich da durch. Oben besteht nur noch ein kleiner Lichtschlitz. Natürlich ist's ganz nett kühl in diesen „hohlen Gassen“.

Die alte Festungsmauer ist eine Sehenswürdigkeit für sich. Für den Geschichtskundigen ein treffliches Lesebuch. Überall fand ich Baumaterialstücke, die entschieden nicht türkischen Ursprunges waren. Die Reste der ehemaligen römischen Feste und des Augustustempels sind mit vermauert worden. Säulenstücke und Standbilder, Skulpturen und Fresken fand ich hier und da, zum Teil noch wenig zerstört. Sonst war von den alten römischen Bauten nicht viel übriggeblieben. Vom Augustustempel stand eigentlich nur noch ein Torstück, etliche Säulenstümpfe zeigten die Ausmaße dieses ohne Zweifel ehemals herrlichen Bauwerkes an. „Sic transit gloria mundi!“ (Ist das 'ne Haß mit diesem kurzen Leben.) Hier, wo die Geschichte von Tausenden von Jahren auf Schritt und Tritt unverwüßliche Zeugen zurückgelassen hatte, wirkte das Gebaren der jungtürkischen Zeit, die etwas Amerikanisches an sich hat, einfach ungesund.

Das Straßenleben war entschieden bunter als in Stambul. Vom türkischen Modegeck, nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, parfümiert, mit der ewigen Zigarette im Munde — bis zum zerlumpten Hammal, dem Lastträger, und dem Holzhaner aus den umliegenden Gebirgsmassiven war alles da! Die Damen machten die europäische Mode nicht so sehr mit wie in Stambul — man sah allerdings auch nur sehr wenige auf der Straße. Die Mehrzahl war noch verschleiert, und die Unschuld vom Lande zeigte sich in voluminösen Höschen und riskierte nur ein Auge für die Herrlichkeiten der Jungtürkei. Angora war eine Mischung von Dorf, Kleinstadt und modernstem Großstadtbetrieb — natürlich in türkischem Sinne.

Das bergige Gelände gibt dem Stadtbilde reichlich Abwechslung. Von Eintönigkeit keine Spur. Etwas leichtsinnig finde ich die sechs- und mehrstöckigen, in amerikanischem Stil gehaltenen Hochbauten. Glaubt man vielleicht, daß der machthabende Gazi auch die Erdbeben bannen kann?

Das moderne Großstadtleben hat eine „romanische“, und zwar „französische“ Färbung erhalten. Behördlich und militärisch richtet man sich gern nach deutschen Vorbildern. Das neue gesellige Leben des Jungtürken dagegen sieht salopp-leichtfertig aus. In den teureren Cafés ist „Paris“ tonangebend, hier und da etwas „amerikanisch“. Man glaubt als Jungtürke sich wesentlich anders gebärden zu müssen. So hat die Vertilgung von Alcoholica ganz respektablen Umfang erreicht. Der sich immer mehr zielbewußt festigende „nationale Gedanke“ ist aber nicht allein politisch, sondern auch ethisch aufzufassen. Er wird die „Auswüchse“ bald kräftig beschneiden.

Beim Wechsel meiner Wohnung — ich fand ein leidlich nettes Gast- und Speisehaus — machte ich in dem pensionartigen Hotel die Bekanntschaft mit etlichen Türken, die vor Jahr und Tag aus Deutschland, aus Frankreich und auch aus Amerika zurückgekehrt waren. Einer von diesen jungen Türken, der in Berlin studiert hatte, überragte seine Alters- und Studiengenossen durch die Klarheit seines Charakters. Er kehrte zu den Gewohnheiten der Alttürken größtenteils zurück, mied Alkohol, war beherrscht in jedem Tun und verteidigte die alten Sitten. Das gedankenlose, aus Europa eingeschleppte Freidenkertum seiner Studiengenossen machte er nicht mit, sondern verteidigte einen religiösen freien Standpunkt mit Nachdruck und mit sehr viel Geschick. Da die Reformen des Gazi und sein Kampf wider den islamitischen Klerus mich interessierten, waren diese Debatten, die mir zuliebe zeitweilig in deutscher Sprache stattfanden, für mich ein „Blick hinter die Kulissen“. Mein charakterfester Freund Zalaat urteilte über den Islam wie folgt:

„Der Islam hat seine geschichtliche Aufgabe als Bindungsmittel der orientalischen Völkergruppe erfüllt. Der Glaubensinhalt war dem derzeitigen geistigen Fassungsvermögen angepaßt. Das geistige Wachstum vieler Orientalen, befruchtet durch das europäische Denken, hat diese Form durchbrochen. Wir Jungtürken müssen eine neue Form finden. Der Islam war nicht und ist nicht die Glaubensform, der Islam ist eine Idee, eine orientalische religiöse, ethische und kulturelle Idee, die im Jungtürkentum nicht seine Auflösung, sondern seine Vertiefung, Erweiterung und Erhöhung erleben soll und wird!“

Mein Freund Zalaat hatte unter seinesgleichen einen schweren Stand, wie alle Nachdenklichen und Schöpferischen. Zerstören und Raubbau ist freilich einfacher! So fand ich denn, daß die Achtung, mit der man vom Gazi sprach, mehr

der Furcht oder slavischer Unterordnung entsprang, denn einem inneren Verstandnis dessen, was Kemal Pascha anstrebt.

Von Talaat erfuhr ich viele interessante Einzelheiten aus der ersten sehr bewegten Zeit während der Befreiung der Türkei von Griechen und Franzosen. Es war ein opferreicher Weg bis zur Festigung der Machtherrschaft Kemal Paschas, des Gazi.

Auf dem Platz, auf dem sich jetzt das imposante Denkmal des Befreiers und Gründers der „modernen“ Türkei erhebt, wurde während der bewegten Zeit fast ununterbrochen — gehängt. Das Hängen wurde schließlich eine Art Volksbelustigung. Als selbst am Osterfeiertag — der freilich für die Moslems nicht gilt — auf das religiöse Empfinden der Christen keine Rücksicht genommen wurde, legten die russische, die deutsche und noch andere Gesandtschaften Protest ein: Man sollte doch wenigstens an den hohen christlichen Festtagen Rücksicht nehmen. Das half, obgleich Asien nicht Europa und der Einfluß des Christentums innerhalb der moslemitischen Welt keineswegs groß ist. Aber Jesus gilt bei den Moslems ebenfalls als „Prophet“.

Alle Gegner der „politischen Reformation“ wurden mit echt tartarischer Gründlichkeit beseitigt. Manchmal ging man sogar so weit, einen Gegner der Jungtürken allein wegen des Tragens eines Fezes zu verdächtigen, zu verurteilen und zu lynchen. Das ist tatsächlich nicht übertrieben. Persönliche Feindschaft machte sich bei solchen Gelegenheiten unter politischem Deckmantel Luft. Der „Befehl“ des Gazi, den Fez abzulegen und eine europäische Kopfbedeckung zu tragen, machte zeitweise viele Moslems barhäuptig, da nicht genügend europäische Hüte und Mützen aufzutreiben waren. Sehr findige Geschäftsleute, die von der „Hutreform“ des Gazi rechtzeitig durch politische Beziehungen Wind bekamen, kauften die ältesten Ladenhüter in den europäischen Ländern auf und verkauften sie teuer an die „Patrioten“ weiter. Das war ein schönes patriotisches Geschäft! Die ärmere Bevölkerung hatte daher alle möglichen Vorkriegshüte auf. Die waren gewiß nicht schlecht, aber völlig außer Mode. Bei Herrenhüten ist das gottlob nicht so schlimm.

Die Gegner des Gazi ließen nichts unversucht, den „Diktator“ — denn das war und ist nun einmal der Gazi — zu beseitigen.

Einmal wäre Kemal Pascha um ein Haar erschossen worden. Alles war für das Attentat auf das beste vorbereitet. Ein Pascha, ein Todfeind des Gazi, hatte seinen Diener, einen tscherkessischen Meistererschützen, an günstiger Straßensstelle aufgestellt, an der Kemal Pascha vorbeikommen mußte. Der Pascha selbst gehörte zur Regierung. Natürlich wußte der Tscherkesse nicht, daß er auf den Gazi schießen sollte. Er wußte wohl von dem Befreier der Türkei, doch kannte er ihn nicht. Bilder sind bei den Moslems verpönt. So hatte der Pascha seinem

Diener ein Bild des Gazi gezeigt und ihm erklärt, daß jener Mann sein Todfeind sei, den er treffen müsse. Dazu war der getreue Diener, der von seinem Herrn einstmals aus Räuberhänden losgekauft worden war, mit Freuden bereit; denn der Todfeind seines Herrn war auch sein Todfeind! Ein besonderes Zeichen war verabredet worden.

Der Tscherkesse auf seinem sicheren, schußfreien Stand wartete geduldig, nicht minder die Bevölkerung in den Gassen. Man wartete und wartete. Der Gazi kam nicht, obwohl man bereits erfahren hatte, daß sein Ausritt erfolgt sei. Plötzlich kommt Militär und Polizei in diese Straße und dringt auf die Stelle zu, an der der Tscherkesse seinen Stand hat, und umstellt das Haus. Als sich die Polizei und die Soldaten ihm nähern, ahnt er, daß es ihm gelten könne — doch zu spät. Er läßt sich widerstandslos verhaften.

Was war geschehen? Der Pascha hatte sich mit drei Mitverschworenen an einem vereinbarten Treffpunkt verabredet. Aber er wartete vergebens auf sie. Eine unvorhergesehene Verkehrsstörung hatte diese Zusammenkunft verhindert. Der Pascha jedoch hatte — die Nerven verloren. Er fürchtete, daß der ganze Plan entdeckt und vielleicht verraten worden sei.

Aber nichts war verraten worden. Der Pascha eilte sofort zum Gazi, und seine einzige Rettung scheint ihm zu sein, dem Gazi seinen eigenen Attentatsplan so hinzustellen, als hätte er ihn selber entdeckt und suche nun Kemal Pascha zu retten. Doch — zu spät. Der Pascha verrät sich selbst und seine verschwiegene Freunde. Kemal Pascha verzeiht die Tat wider seine Person — und verurteilt die Verschwörer zum Tode durch den Strang. Das scheint ein Widerspruch. Die Tat wider seine Person konnte Kemal Pascha verzeihen, die Tat wider das Staatsoberhaupt, also den Gazi, aber nicht, um so weniger, da die Absicht einer Gegenrevolution damit verbunden war. Der Tscherkesse wurde freigesprochen. —

Salaat, der, wie ich schon erwähnte, als Jungtürke das Jungtürkenthum viel tiefer auffaßte als die Masse der jungtürkischen Patrioten, war infolge seiner engen Verbindung mit alttürkischen Verwandten oft in Gefahr gewesen. Wiederholt wurde er schuldlos verdächtigt, nur weil ein Verwandter von ihm, ein sehr bekannter, einflußreicher Imam (Priester), als Gegner des Gazi galt. Ich erfuhr insolgedessen sehr viel von ihm über die religiösen Verhältnisse und Anschauungen im gegenwärtig sehr revolutionär durchwühlten Islam.

Wie aus dem vorausgeschickten Urteil Salaats über den Islam hervorgeht, waren weitausschauende Kräfte am Werk. Freilich war die Zahl weit-sichtiger Türken klein, und sie wurden von den jungtürkischen Fanatikern ebenso verdächtigt wie die Gegner. — Salaat war annähernd dreißig Jahre alt. Er war bereits „Hakim“ (Doktor) und wird wohl noch einmal eine Rolle spielen.

Seinem Äußeren nach überwog das tatarische Blut. Somit war er blutbedingt als Jungtürke und Revolutionär wirklich ein echter „Erneuerer“ im osmanisch-tatarischen Sinne. Er betonte den „Türken“ und war dennoch ausgesprochen deutschfreundlich. Das kann man sonst von den Jungtürken nicht gerade behaupten, wengleich sie oft den Anschein erwecken.

Salaat begriff das deutsche Wesen und deutsche Art. Gerade sein tatarisches Rassenbewußtsein ließ ihn erkennen, was bei dem eigenen türkischen Volk gut oder schlecht, was zu fördern oder zu beseitigen war. Er war also nicht nationalchauvinistisch und im „Rassendünkel“ befangen, den die meisten Jungtürken dem Europäer unverhüllt zeigten, obwohl sie doch den Europäer immer „nachahmten“. Viele Jungtürken, darunter auch solche, die in Deutschland studiert hatten, machten auf mich eher einen schlechten denn einen guten Eindruck. Trotz aller orientalischen Höflichkeit konnten sie mich über ihre zum Teil recht überhebliche Einstellung nicht hinwegtäuschen.

Von Kemal Pascha behauptete man in Deutschland eine Zeitlang, daß er deutschfreundlich sei. Das ist durchaus unrichtig. Kemal Pascha hat für jeden Staat eine freundliche „Maske“, sofern er daraus einen Nutzen für seine Türkei ziehen kann. Der Gazi hat als Politiker weder Herz noch Gesinnung — Kemal Pascha hat Herz und Gesinnung. Salaat urteilte da recht zutreffend: Der Gazi liebt nur die Türkei, seinen Staat und — sich selbst.

*

Die tatsächlich vorhandene und erkennbare Feindschaft wider die Europäer ist nicht zu verwundern. Wenn man bedenkt, wie sehr die Türkei von den europäischen Mächten ausgebeutet worden ist, dann kann man wirklich nicht erwarten, etwas anderes zu ernten, als was man gesät hat. Daß viele europäische Unternehmer gegenwärtig stark unter dieser Lage zu leiden haben, erwähnte ich bereits. Verträge werden überschnell geschlossen, aber mit dem „Halten“ nimmt es der Jungtürke nicht so genau, so wenig wie jeder andere Orientale. Auch hier in Angora erfuhr ich weitere recht bedenkliche Einzelheiten. Der Jungtürke nützt offensichtlich das Können und Wissen des Europäers so lange freundlich aus, bis er glaubt genug „gelernt“ zu haben.

Zahlreiche Ungarn befinden sich in Angora. Agrar-Gesellschaften bemühen sich, für ungarische Bauern Siedlungsrechte zu erwerben. Das, glaube ich, ist sehr bedenklich, wenn es glücken sollte. Der Jungtürke will „unter sich bleiben“. Ich fürchte, daß er eines Tages die durch Fleiß und Umsicht vermögend gewordenen Siedler unter irgendeinem Scheinvorwand wieder aus dem Laden vertreiben wird.

Von Salaat erfuhr ich auch sehr viel über die Reformen des Gazi bezüglich der — anfangs widerstrebenden — Frauenwelt. Sicherlich ist der Widerstand mehr auf die „moslemitischen Ehemänner“ zurückzuführen. Freilich gegen einen „Befehl“ des Diktators ist wenig zu machen, denn bei heftigem Widerstreben winkt man gegebenenfalls mit der Hanfsschlinge. Dennoch ist es Kemal Pascha nicht geglückt — wie ich habe beobachten können — Hals über Kopf zugunsten kniefreier französischer „Damen“-Tracht die türkische Frauen-tracht völlig zu verdrängen. Wie immer beginnen nicht die sittlich festen und im Denken freien Mädchen und Frauen, sondern immer zuerst die sittlich Wertlosen die „Freiheit“ zu nutzen. Ja, die Freiheit! Daß Freiheit ein höchster Grad von Selbstzucht und Selbstachtung, ein Beweis innerer „Reife“ ist, das haben die Jungtürken so wenig spitz bekommen, wie es Millionen von Europäern auch noch nicht begriffen haben und nie begreifen werden! So wird denn Freiheit mit Vorliebe als Zügellosigkeit und Hemmungslosigkeit aufgefaßt, und der Erfolg ist danach. Und so haben denn die neuen Mädchen- und Frauen-schulen, wie mir Salaat erzählte, recht bedenkliche Auswirkungen gezeitigt. Dennoch wird sich wohl das Gute schließlich Bahn brechen.

Dem Gazi kommt es ja bei den Reformen darauf an, die Jungtürken mit den europäischen Gütern vertraut zu machen. Die recht zweifelhaften „Sengungen“ westlicher „Kultur“ dienen ja letzten Endes nur dazu, eine „Abwehr“ wider Europa zu ermöglichen, um nicht „übergeschluckt“ oder zumindest „ausgebeutet“ zu werden. Ob aber dieser Weg, der auch zu einer gefährlichen Auf-rüttelung oder gar Zerstörung der satarisch-osmanischen Seele führen kann, richtig ist, möchte ich bezweifeln. Mir scheint, daß da der Weg Gandhis der bessere und und natürlichere ist. Schließlich geht die Weltgeschichte ihren Gang und bringt menschliche Fehler diktatorischer Maßnahmen wieder in Ordnung.

Es ist entschieden übertrieben, wenn behauptet wird, der Gazi hätte der Religion gegenüber eine feindliche Haltung eingenommen. Auch Salaat versicherte mir, daß man ihm atheistische Neigungen nicht nachsagen dürfe. Aber daß er die Priestermacht zerbrach, war für ihn eine Notwendigkeit, wie auch Bismarck in Deutschland die kirchliche Macht in Schranken halten mußte.

*

Mein Freund Salaat dürfte meines Erachtens zu den sehr wenigen Jung-türken gehören, die begriffen haben, daß Religion nicht s, aber auch gar nichts mit einem gewinn- und machthungrigen Priestertum zu tun hat. Unreligiöse, freigeistig irregleitete und fanatisch jungtürkische Beamte leisteten sich allerlei Übergriffe, wobei sie wohl oft ihre persönliche Rache unter dem Deckmantel

politischer Kühnigkeit kühlten. So etwas ist nicht nur in der Jungtürkei der Fall!

An Menschen wie Salaat fehlt es entschieden. Solche klaren und charakterfesten „Köpfe“ können erst zur Geltung kommen, wenn der revolutionäre „Schaum“ abgeschöpft worden ist. Aus dem stark gärenden jungtürkischen Most wird dann schließlich doch ein osmanisch-tatarischer Wein, der raublüsternen Europäern auf keinen Fall schmecken wird!

*

Salaat war in Kaisarije beheimatet. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich wäre seinen Vorschlägen gefolgt und hätte meinen Reiseplan umgeändert. Jedoch war ich auf die Durchquerung der Salzwüste geradezu versessen. Das Endziel war die berühmte Stadt Konia.

Der Weg nach Cilicien über Kaisarije wäre sicher auch interessant gewesen, aber ich blieb bei meinem ersten Plan und traf alle Vorbereitungen zur Weiterfahrt. Der „Nervus rerum“, das leidige Geld, war seit langem eingetroffen und vermehrte sich leider nicht.

*

Nach vielem Suchen glückte es mir, das richtige Material zur Reparatur meiner Pneumatiks zu erhalten.

Ich hielt mich schon viel zu lange im teuren Angora auf. Das Photohaus, das meine Filme entwickelte, ehrlich gesprochen „verpöfchte“, war noch alttürkisch. Es ging hübsch jawasch, jawasch (langsam, langsam).

Der erste Vorstoß in die Salzwüste

Schon auf einem gewöhnlichen deutschen Schulatlas ist auf der Karte Kleinasien deutlich zwischen Angora und Konia ein großer heller Fleck zu erkennen. Schräg hindurch läuft dann gewöhnlich in klarer Druckschrift das eine Wort: Salzwüste. Als ich noch ein Schulbube war, hatte der Atlas auf mich die größte Anziehungskraft ausgeübt, und mein guter Vater hatte seine liebe Not, seinen wertvollen großen Handatlas vor den reisewütigen Kinderfingern zu schützen. Überall da, wo die Worte: Urwald, Steppen, Ländren, Sand-, Salzwüste standen, klebte ich einfach fest. Die durchreiste ich beständig und entdeckte — ich weiß nicht was — aber jedenfalls, als ich nach Jahren mich mehrere Jahre in südamerikanischen Steppen allein herumtrieb, da entdeckte ich auch was — nämlich mich — den Menschen. — —

Nun stand ich da — in den besten Mannesjahren — mit meinem Fahrrad auf einer steinigen, schlechten Straße, bereit, einen dieser geheimnisvollen Erdflecken, die mich schon in der Jugend hypnotisiert hatten, zu durchqueren. Bis Gölbösch, der neuen Funkstation — etwa 25 Kilometer von Angora südlich gelegen, hatte ich leidlich gute Straße. Sie war zum Teil schon als Chaussee ausgebaut. Ein ansehnlicher Bergrücken mußte allerdings meist „schiebenderweise“ genommen werden. In Gölbösch — ich war erst spät von Angora fortgekommen — fand ich ungarische Bauhandwerker, bei denen ich für die Nacht guten Unterschlupf fand. Überall, wo ich mich über den Weg erkundigte, hieß es: „Féna, féna, tschóck kum, tschóck tóh!“ (Schlecht, schlecht, viel Sand, viel Staub.) Das war wenig ermutigend, und die schlechten Erfahrungen der Steppenfahrt nach Sivrihisar lagen mir noch alpdrückend auf der Brust. „Über“ — so dachte ich — „es wird streckenweise schon zu fahren sein.“ —

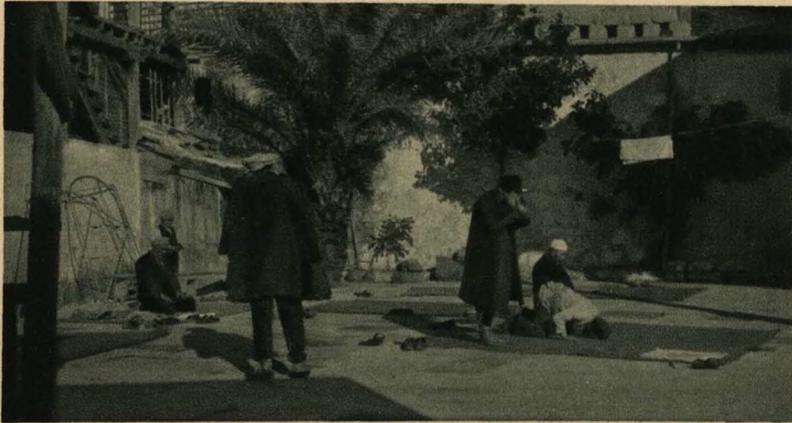
Stunde um Stunde verrann. Der frostkalten Nacht folgte ein wüstenheißer Tag. Der Schweiß floß perlend das Gesicht hinab — ich wischte nur noch die Augen aus — das andere machte die Sonne trocken. Der Atem ging schwer, das Herz hämmerte — ich fuhr schon lange nicht mehr — ich schob — unverdrossen — beständig. Brachte ich das 45 Kilo wiegende Rad (mit dem Gepäck) nicht mehr durch den spannentiefen Wegstaub, dann schob ich es durch die sandig-erdige Steppe. Hundert und zweihundert Meter breit war der Pfad — der Weg — die Straße — von Wagengleisen und Kamelhufen pulverfein gerieben! Ohne Gepäck und allein war es schon keine angenehme Fußtour. Und nun das schwere Rad! Der holprige Steppenboden mit den vielen Buckeln der abgestorbenen Steppengrasbüschel war nicht besser. Ab und zu versuchte ich es, von einer erklimmenen Höhe talwärts zu fahren. Mit der größten Anstrengung tretend, kam ich so einige hundert Meter talwärts — vorwärts. Als ich am Abend des ersten Tages ein Steppendorf erreichte, wunderte ich mich über meine blutende Unterlippe — und ich kam erst nachher dahinter, daß ich mit den Zähnen ständig darauf genagt hatte, wenn es durchaus nicht vorwärtsgehen wollte. —

In der Nacht schlief ich im Khan sehr schlecht — aber nicht wegen der Flöhe — nein, vor Erschöpfung. Dabei hatte ich wohl kaum mehr als 35 bis 40 Kilometer zurückgelegt.

Der andere Tag war von gleicher Grausamkeit. Ab und zu begegnete ich einer Frachtkolonnie — Ochsenkarren und Pferdewagen. Man kam mit den Wagen doch ganz gut über den Steppenboden, denn die mehr als spannentiefe, feinkrümelige Oberschicht, die mir das Radfahren unmöglich machte, störte das Wagenrad nicht, denn der Untergrund wurde ja fest durch den Druck. Um mittag — beim Bergabfahren unter ständigem angestregtem Treten — brach ein Pedal ab. Man mache sich nun einen Begriff von der Schwere des Fahrens,



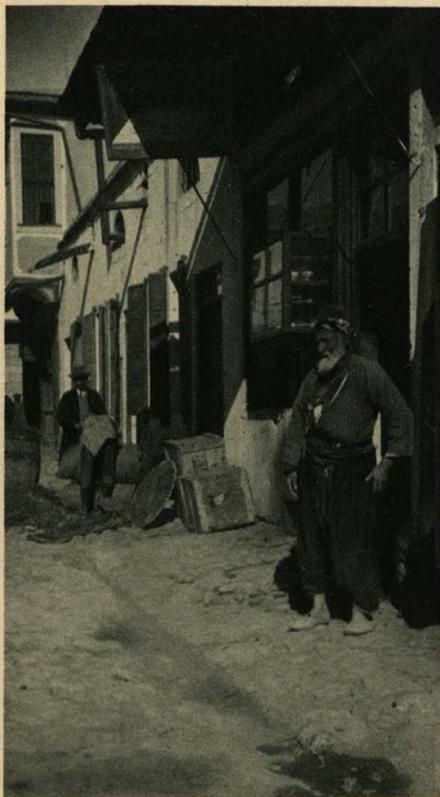
Pferde werden am Steppenbrunnen getränkt (Tus Tschöllü)



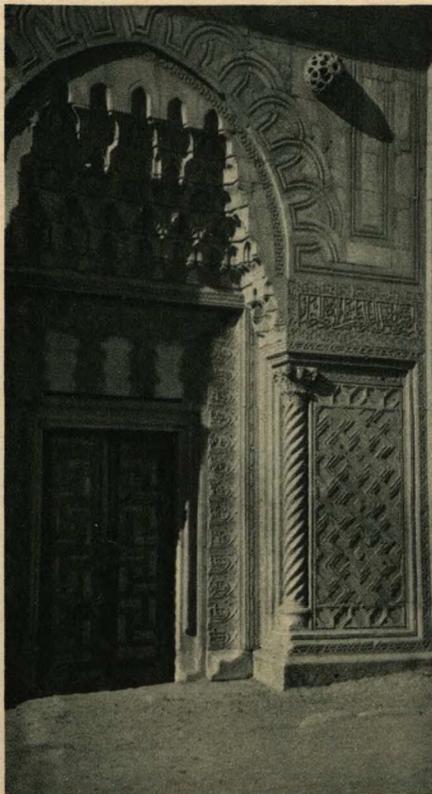
Betende Moslems im Moscheehof in Konia



Markt-Handelsplatz vor der Moschee



Straße in Konia



Das Marmortor in Konia



Straßenszene in Konia in der Nähe des Basars

wenn man bedenkt, daß sogar Stahl brechen mußte, weil der Radwiderstand zu groß wurde. Ich hatte Erfaß. Aber damit war nichts geholfen. Ich sah nun doch ein, daß es eben Steppenunterschiede gibt. Der patagonische Steppenboden war meist hart oder kiesig — hier war er eine feine Erde, der Schlamm des ehemaligen Binnenmeeres, dessen Reste eben die Salzwüste darstellen. Bei den Insassen eines mir begegnenden Fuhrwerkes holte ich nun genaue Auskunft ein über die Beschaffenheit des weiteren Weges und erfuhr nichts Tröstliches. In der eigentlichen Salzsteppe sollte es noch schlimmer werden. Da sollten sogar die Wagen schlecht durchkommen. Hm! — Ich verabschiedete mich. Bald darauf erreichte ich eine Quelle. Dort machte ich halt, vertilgte Brot und eine Büchse Cardinen und sammelte neue Kräfte. Ich überlegte, daß, solange ich mir noch Lebensmittel und Trinkwasser verschaffen konnte, an sich die Länge und Schwierigkeit des Weges mich nicht abschrecken durfte. Hauptsache, daß keine weitere und schwerere Panne eintrat. Eile mit Weile! Bei ganz schlimmen Stellen des Weges finde ich vielleicht doch einen Bauern, der mit sich reden läßt, so dachte ich und setzte mich wieder in Bewegung. Die Sonne war am Untergehen. Eine Kamelkarawane lagerte an der Quelle, eine zweite strebte der Salzsteppe — dem Süden zu. Lange folgte ich ihr mit meinen Blicken. Dann ging es weiter. Langsam, langsam, Schritt um Schritt. Von einer Hügelhöhe aus glaubte ich wieder einmal ein wenig auf dem Steppenboden bergab treten zu können. Ich versuchte es. Es ging schweißstriefend sauer und schrecklich langsam. Der Boden war stellenweise kiesig und sandverweht. Da, wo der Kies nur schwach oder gar nicht mit Sand bedeckt war, ging es leidlich zu treten, sofern das Gefäll nicht nachließ. Nur hatte ich beim Kies wieder Sorgen wegen der Pneumatiks.

Ich gelangte an eine letzte, etwas abschüssige Stelle vor Beginn der Salzsole. Feste trat ich an, um den Schwung auszunutzen ... da ... ich geriet in ein Sandloch, so dachte ich ... schon kam der Boden auf mich zugeflogen ... ich sause irgendwo mit meinem Schädel hin ... der unwillkürlich erhobene rechte Arm, der die Lenkstange rechtzeitig losließ, fing die größte Gewalt des Sturzes ab. So wie ich gefallen war, blieb ich erst mal, mich nur ein wenig auf die Seite drehend und den sandigen Steppenstaub zähneknirschend auspeiend, liegen. Herrgott, war das mal schön, so längelang stille zu liegen! Schmerzen hatte ich nirgends, also war auch nichts passiert. Uff! Bin ich einmal müde! Jetzt schlafen dürfen ... nur schlafen ... wie schön wäre das ... überhaupt, es wird dunkel, ich könnte auch Feierabend machen. So dachte ich, genoß noch eine Weile die Ruhe, bis ich endlich mich aufraffte, das Rad und die Unfallstelle zu beschauen.

Hm! Lag mal die Lenkstange komisch! Das Rad hatte einen vollständigen Salto gemacht. Ich war in ein sandverwehtes Steinloch geraten. Zunächst

prüfte ich die Pneumas. In Ordnung! Dann richtete ich das Rad auf ... herrjeh! Die Lenkstange ließ sich drehen wie ein Kreisel. Die nähere Untersuchung ergab einen „tadellosen Bruch der Lenkstangenachse“. Kein Wunder bei dem „schweren Fall“. Das genügt, sagt der Staatsanwalt! Die Fahrerei war aus. Was nun? Ich wühlte in meinen Haaren — eine üble Angewohnheit — und entdeckte eine Menge Sand darin, zog aber keinen vernünftigen Gedanken heraus.

Während ich so dasitze, höre ich vom Wege her das quietschende Geräusch der schlecht geschmierten Holzradachsen eines Bauernkarren. Stopp! Noch konnte ich in der Dämmerung feststellen, daß drei Bauernkarren sich meinem Platze in der Fahrtrichtung nach Angora näherten. Hier war die Entscheidung. Hauptsache, daß der Backschischhandel nach dem Unfall nicht noch die Börse zu sehr belastet. Ich stellte die Bauern und wurde handelseins. Zurück nach Gölbösch.

Ein ungarischer Mechaniker versuchte den Bruch zu schweißen — es wurde „Bruch“ draus. Es blieb nur die Beschaffung einer neuen Achse übrig, da mein Radmaß nicht den Normalrädern entsprach.

Auf eine neue Achse aus Deutschland warten, ging nicht an. Da erbot sich ein Bauhandwerker, mir das Rad abzukaufen. Wir wurden rasch einig, da der Ungar aus meinem Pech kein „Geschäft“ machen wollte.

Ich rüstete mich nun zur Wanderung durch die Salzsteppe aus. Aber mein Wunsch, mit einer Kamelkarawane zu reisen, ging leider nicht in Erfüllung. Alle Karawanen bogen östlich nach Tjutisfar ab. Das war zu weit ab vom Wege nach Konia, wohin ich wollte. So blieb mir denn der Bauernwagen. Auch gut.

Zunächst allerdings fuhr ich nur eine Teilstrecke bis Kulukoј — am Rande der Salzsteppe.

So hatte die „Radpartie“ nach 3000 Kilometern ihr Ende gefunden. —

Die Fahrt in die Steppe begann an einem recht unfreundlichen, windigen und kalten Tage. Ich mußte mich fest in meine sämtlichen Decken hüllen und war froh, oft zu Fuß — bei steilen Hügeln oder zu tiefem Sande — gehen zu dürfen. Meine Stimmung war nicht die beste. Ging ich doch nun diesen Weg zum dritten Male. So einsam, wie ich es in den Steppen bisher angetroffen hatte, war es hier nicht. Es herrschte ein ziemlicher Verkehr. In den zwei Tagesfahrten bis Kulukoј — einem recht ansehnlichen Steppendorfe am Rande der Salzwüste — zählte ich fünf begegnende Kamelkarawanen, drei Eselkarawanen und etwa 20 bis 25 Pferde- und Ochsenwagen, die, meist recht schwer beladen — im Verhältnis zu den schlechten Wegen — nach Angora hinstrebten, um dort Weizen, Gerste sowie Hühner und Eier hinzubringen. Der türkische

Bauer braucht ja zum Lebensunterhalt nicht viel. Für ihn lohnt sich schon eine mehrtägige Reise, um 6 bis 10 Zentner Weizen zu verkaufen. Seine Reisezehrung besteht aus messerrückendünnem, mit Fett gebackenen Teigplatten von der Größe einer Bratpfanne. Dieses „Budá-ékmék“ wird wegen seines Fettgehaltes nicht so schnell trocken. In dicken Bündeln zusammengeschichtet, nimmt es der Türke in einem Beutel mit. Dazu den für jeden europäischen Gaumen übersalzenen, krümeligen Schafkäse. Hat der Bauer Hunger, dann langt er sich einige Brotlappen, legt ein paar Krümel Schafkäse drauf und wickelt die ganze Geschichte etwa so zusammen, wie man bei uns die schönen „Pflinsen“ wickelt. Der Geschmack ist — na — relativ! —

Die Hochlandsteppe hat nicht allzu lange Durststrecken. Oft finden sich schon in Entfernungen von zwanzig und weniger Kilometern Brunnen mit schönem kühlem Quellwasser vor. Dort, wo nun viele Quellen dicht beieinander — meist in der Nähe einer Hochlandstufe oder eines Gebirgstokes — vorkommen, haben sich auch Menschen angesiedelt. Die Regenzeit gibt dem fruchtbaren Steppenboden genug Feuchtigkeit zum Säen von Weizen, Gerste, Melonen, Kürbissen und ähnlichen Fruchtarten, dann wachsen auch Paprika, Kohl, Zwiebel u. dgl. Leider baut der Bauer nicht viel mehr an, als er unbedingt für seinen eigenen Bedarf und für die Viehfütterung in dem trockenen Halbjahr gebraucht. Erst in neuerer Zeit ist durch den guten Preis für Weizen die Gewinnsucht rege geworden. Hier und da — so sah ich es in Kulufoj — hat man sogar von dem Verdienst moderne Pflüge angeschafft und riesige Strecken Weizenlandes vorbereitet. Der Appetit kommt bekanntlich auch beim Essen! Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß der anatolische Steppenbauer noch recht fleißig wird, sobald er das Gold in der Erde entdeckt hat. Wenn er nun noch so geschickt wird, das unnütz in der trockenen Steppe verlaufende Wasser der zahlreichen Quellen zum Bewässern auszunutzen, so könnte er seine Dörfer mit gewaltigen Obsthainen umgeben und in den so beliebten Süßigkeiten schwelgen.

Der Türke scheint mir für Gegensätze zu schwärmen. Würzt er ein Essen, dann verwürzt er es. Süßt er etwas, dann ist es übersüß. Raucht er, dann unterbricht er das Rauchen nur durch Essen oder Trinken oder Schlafen usw. Das Weibliche liebt er auch in der Mehrzahl . . . na also, er ist Extremist — schönes Wort! — und nächstens beginnt er mit dem Alkohol. Leider habe ich bereits Beispiele schönster Trunkenheit gesehen — schade!

Bei der ersten Rast meiner neuen Steppenfahrt verzehrte ich Fischkonserven. Ich bot natürlich den Bauern auch etwas an. Man schmalzte mit der Zunge und fand sie: „tshóck ejí“ (sehr gut). Die Ekspausen häuften sich nun leider sehr — den Schafkäse mochte ich wegen seines starken Salzgehaltes nicht — aber die Gegenleistung blieb nicht aus. Als wir bei Beginn der Nacht

am zweiten Tage der Fahrt das bedeutende Dorf Kulukoj erreichten, brachte mich mein Fuhrherr in die Bürgermeisterei, wo ich von den Honoratioren würdevoll empfangen wurde. Bei der bald folgenden Tafel erlebte ich in diesem reichen Dorfe einen großen Reinfall. Gewohnt, mehrere Speisen angeboten zu bekommen, aß ich von dem ersten Gang nicht allzuviel, aber die zweiten, dritten und andern Gänge blieben einfach weg. Es kam der „kâveh“ (Kaffee), der bekannte Fingerhütchenmokka, und dann — „tamâmm“ (fertig, Schluß!). — Das Gastgemach — der „Rathausaal“ — wenn ich so sagen soll, war mit den kostbarsten Teppichen belegt. Rings an den Wänden entlang lief der fußhohe Divan mit seidenen und wollenen Kissen, und an der Wand hingen Wandteppiche und Gebestetppiche. Alles war sehr geschmackvoll und — zufällig mal — juckfrei. Vermuthlich trug der feine Staub dazu bei, der den Blutsaugern die Lungenporen verstopfte und sie erstickte. Ha! Wonnig war das!

Man fragte mich nach Woher und Wohin, fragte mir fast etliche Löcher in den Leib, und ich war froh, als die Sitzung endlich aufgehoben wurde. Ich schlief nämlich plötzlich ein und erwachte durch das Räuspern des „Mudir“ (Bürgermeisters), der „annahm, daß ich wohl müde sei und zu schlafen wünsche!“ Natürlich hatte ich einen Verstoß gegen die gute Sitte begangen, und da ich nicht geläufig türkisch konnte, war es mir nicht möglich, ihm zu sagen: „Allah sei mit dir, Gebieter Kulukojs, bedenke, Morpheus ist ein Gott — da mußte ich gehorchen! Im übrigen ist deine Annahme richtig: Ich habe den Wunsch zu schlafen!“ So verblieb es bei einigen Verbeugungen. Das vom Rathhausdiener aufgebaute Bett aus guten, mit Watte gefütterten Steppdecken, war prächtig. Ich schlief bombenfest und wachte pünktlich gegen fünf Uhr auf, als der Wagen kam, der mich nach Konia, dem nächsten Ziel meiner Reise, mitnehmen sollte. Ich war über diese ungewöhnliche Pünktlichkeit erstaunt.

Beim Morgenimbiß war ich vorsichtiger und klüger als am Abend vorher. Ich aß mich tüchtig satt und erstand mir auch noch einigen Mundvorrat für die Reise. Ich wußte ja nicht, ob ich unterwegs überhaupt noch einmal Gelegenheit haben würde, etwas zu essen zu kaufen.

Die Fahrt durch die Salzwüste

Bei fünf Grad Kälte stieg ich auf den Wagen, wickelte mich in meine sämtlichen Decken und Zeltplanen und blieb als Klumpen Unglück neben Mehmet, einem Mitreisenden und Geschäftsfreunde Mustafas, des Wagenbesitzers, liegen. Lärmende Dorfhunde begleiteten uns ein Stücklein und munterten die Pferde zum Ziehen an, wenn das überhaupt noch nötig gewesen wäre bei dieser Eiseskälte auf der über 1000 Meter hoch liegenden Steppe. Der klar

leuchtende Mond schien tatsächlich Kälte auszuströmen. Die Räder des Wagens knirschten im Sande, die Pferde schnauften, ab und zu erklang ein Zuruf Mustafas, sonst war es still. Tot und starr lag die wellige Steppe vor uns. Ich fing an, Studien über „Angriff der Kälte auf den menschlichen Körper“ zu machen. Das war ganz unterhaltsam. Zuerst fing es natürlich bei den Zehen an. Als ich Eisbeine hatte, kam die Kälte auch glücklich durch die Hüftgegend. Schließlich wurde das Kreuz kalt. Dann kroch es an die Brust heran, und da fiel mir endlich ein, daß Wärme durch Bewegung erzeugt wird.

„Oh, Mustafa!“

Der Schafpelzhaufen vor mir rührte sich nicht. Meine Rechte fühlte sich durch das luftförmige Eis hindurch und vollführte einen matten Bogzäh. Der Schafpelz wurde lebendig — es wühlte da drin eine ganze Weile, schließlich sahen eine Nasenspitze und ein halbes Auge 'raus.

„Mustafa, durmak — ben gitmek!“ („Anhalten, Mustafa, ich will gehen“). Ein stierer, verständnisloser Blick antwortete. Unter Zähneklappern wiederholte ich meine Aufforderung. Der Schafpelz sackte in sich zusammen. Jetzt erst sah ich, daß die Leine an den Wagen festgebunden war. Mit froststarrten Fingern ergriff ich die Leine und zog sie an. Die Säule standen. Jetzt begriff Mustafa und enthüllte sich etwas mehr. Ich kam richtig herunter, trotzdem ich meine Beine und Füße nicht mehr fühlte. Ich zog meine beiden Wolldecken nach, wickelte mich darin ein und machte Gehbewegungen in der Richtung des davonsahrenden Wagens. Nun begann ein neues Studium: „Entwicklung von Wärme durch Bewegung — und Verteilung derselben bis in die Zehenspitzen.“ Man mag über Genüsse verschiedener Ansicht sein. Jedenfalls steht für mich fest, daß der Vorgang der Erwärmung eines froststarrten Körpers zu den Genüssen zählt.

Mein Spaziergang gab mir Zeit, die Landschaft im Mondenschein zu betrachten. Die langgestreckten Hügelketten verflachten immer mehr und machten einer riesigen, sandigen Ebene Platz. Nordwärts lag, vom Mondenschein beleuchtet, der Karadja-Dagh — ein Gebirge, welches am Tage vorher überquert worden war. Nicht besonders malerisch oder grotesk — aber erwähnenswert, da es eine politische Bedeutung bekommen hat. Es gehört mit zu den vielen Gebirgsstöcken, in denen der Widerstand der Jungtürken organisiert worden war, und von wo aus sie über die Griechen und deren Verbündete hergefallen waren. Mittlerweile war es dämmerig geworden. Der helle Streifen im Osten bekam eine ockergelbe Farbe, die langsam in die blausilberne Himmelsbelle verfloß. Ich saß schon wieder auf dem Wagen. Mustafa und Mehmet schliefen. Die Säule stapften brav im sandigen Gleise weiter. Ich hockte im türkischen Sitz, dicht eingehüllt, und wartete auf das Wunder im Osten. Und

es kam. Farbe auf Farbe ergoß sich in die kalte Luft, dann geisterten Lichtelfen in das himmlische Blau, schwärzlich wurde der Boden der Steppe — und dann . . . Ein gewaltiges Strahlenbündel schoß hervor — es packte mein Ich, riß es heraus aus dem Kerker. Ich wuchs hinein in das strahlende Licht — riesenhaft — jauchzend schwang ich mich in den Aether und tauchte hinein in das All. Licht wurde zum Sphärengesang, für einen Augenblick spürte ich den Odem des Ewigen. Dann zog es mich wieder hinab, schmerzhaft zerrte es mich aus den Himmeln. Feurig brannte das Licht. Empfindung wurde wach, laut hämmerten die Pulschläge: „Noch lange nicht, noch lange nicht . . .“ Gebunden und gefesselt an die Erden schwere fand ich mich wieder — auf dem hin und her schwankenden türkischen Bauernwagen in der kleinasiatischen Sand- und Salzsteppe. Meine Gefährten schliefen noch lange. Sie hatten es gut in ihren Schafpelzen, da tat ihnen der frostige Windstrom, den die Sonne geweckt hatte, nur wenig. Ich aber mußte wieder hinab, um neue Wärme zu erzeugen! Ich nahm eine Kostprobe von der Erde und stellte bereits Salzgeschmack fest. Als die Pferde plötzlich von selber anhielten, wachten die Schlafenden auf und wickelten sich aus ihren Schafpelzen. Es wurde eine Futterpause für Menschen und Tiere gemacht. Zur Abwechslung bekamen die Pferde die Schafpelze. Dann ging es wieder weiter.

Wir näherten uns am Mittag einer Senke. Südöstlich konnte ich mit dem Glase den Tuz Ischöllü, den Salzsee, erkennen. Vor uns in der Senke sah ich eine Menge Sümpel und große, helle Salzflecke. Ein Salzsumpf! Am Abfall der Senke befand sich ein Dorf. Am wertvollsten darin war entschieden die von mächtigen Steinquadern umgebene Süßwasserquelle. Hier tränkte Mustafa die Pferde. Die Senke erwies sich als ein breites Tal. Sie war das Bett des Insu, eines Regenflusses. Die einzelnen Sümpel aber enthielten salzhaltiges Wasser. Es folgte nun wieder eine regelrechte Sandwüste, eben wie ein Billardtuch. Die Stauberde war wohl in Folge ihres Salzgehaltes zu schwer, um vom Winde zu Dünen zusammengefegt zu werden — oder — gab es hier keinen Wind? Ich hatte in der Tat außer der kühlen Morgenbrise nur selten Windzug bemerkt. Den ganzen Tag über war es fast windstill und heiß gewesen. Ich radebrente mit Mustafa und erfuhr wenigstens so viel, daß auch er bei all seinen Fahrten fast niemals Wind gehabt hatte.

Als die Nacht kam, erreichten wir wiederum eine abfallende Bodenstufe, die den Charakter einer Meeresküste hatte. Am Rande lag ein Dorf. Wir kehrten in einem großen Khan (Herberge) ein. Ich spendierte meinen Reisegegnossen „Tschai“ (See), verzog mich aber dann zeitig nach dem Wagen, da die Insassen der Khanstrohmatten auf den Gianr aufmerksam wurden. Auf den Gersten- und Weizensäcken machte ich mein Lager zurecht. Der Mond

schien herrlich. Es war in der Nacht ganz wunderbar kalt, aber da ich mich zu guter Letzt auch mit der schweren Segeltuchhängematte zugedeckt hatte, die Wärme und Kälte nicht passieren ließ, schlief ich verhältnismäßig warm. Schon um 4 Uhr kamen Mehmet und Mustafa mit den Pferden und schirrten zähneklappernd an. Wieder folgten — wie am vergangenen Morgen — eisige Nacht- und Morgenstunden — wieder mußte ich mich warmlaufen und erlebte von neuem die Herrlichkeit des Sonnenaufganges in der Wüste. — Der sonnig-warme Vormittag brachte endlich die tiefsten Stellen der Salzwüste. Wir befanden uns jetzt in gleicher Höhe mit dem Tus Tschöllü und erreichten einen Zipfel desselben. Wir fuhren geradewegs auf den Salzsumpf zu. Eine langsam abfallende, strandähnliche Bodenwelle machte den Pferden die Last leichter, und dann ging es hinein in den Salzsumpf. Ich stieg vom Wagen. Die tiefausgefahrenen Gleise führten quer durch die grau schimmernde Fläche. Ich bog vom Wege ab und durchquerte eine ausgetrocknete Stelle bis in die Nähe eines Tümpels. Den Boden sah ich mir genau an. Die Salzerde ist bis in die feinsten Teile von einer eigenartigen, krümeligen Beschaffenheit. Die feinen und feinsten Salzkristalle lassen überall Gänge und Poren offen. Zerdrückt man einen Erdklumpen, hat man einen ganz feinen, salzigen, grauschwarzen Staub zwischen den Fingern. Zeitweise sank ich bis über die Knöchel ein.

Weithin erstreckte sich die Wüste. Der Horizont verschwamm mit der staubigen Erdoberfläche. Der riesigen Senke, die nur einen Zipfel des Tus Tschöllü war und deren Durchquerung einen halben Tag dauerte, folgte die Salzwüste aus staubfeiner Salzerde. Bis zu den Salztümpeln hatten wir am ersten Tage keinerlei Begegnung. Nach der Durchquerung der Tümpelsenke trafen wir zwei Kamelkarawanen. Dann war wieder Schluß.

Am Nachmittage erstaunte ich nicht schlecht, als ich am Wege einen Brunnen entdeckte. Es war ein Ziehbrunnen wie in der ungarischen Pusta. Die Pferde wurden getränkt, und ich nahm eine Wasserkostprobe. Es schmeckte sehr laugenhaft und wirkte besser als — Bitterwasser. Den Pferden schien es aber wenig anzuhaben.

Mustafa und Mehmet waren zwei grundverschiedene Charaktere. Mehmet vollführte alltäglich fleißig seine Gebete, und ich bewunderte den Propheten, der es durch seine Waschvorschriften fertig gebracht hatte, daß sich Mehmet wusch. Sonst tat er's nämlich nicht! Trotz seiner vorschriftsmäßigen Frömmigkeit war Mehmet aber ein unangenehmer Gesell. Mit einer — den Türken sonst nicht eigenen — Unverschämtheit stürzte er sich über meine angebotenen Konserven, daß ich das Doppelte von dem verbrauchte, was ich berechnet hatte. Mustafa dagegen war bescheiden. Er betete als moderner Jungtürke nicht — sichtbar, wusch sich aber jeden Tag einmal — nämlich mittags — wie ich auch; denn

morgens war alles Eis, und abends vertröstete man sich auf den nächsten Morgen. Die Unverschämtheit Mehmeds erreichte ihren Gipfel bei einer Dose Fruchtarmelade. Raum hatte er von dem Süßen gekostet, da blieb er dran kleben wie eine Fliege. Es blieb mir nichts anderes übrig, als einfach die Dose zuzumachen. Darüber entrüstete er sich. Ich machte ihm klar, daß die Armelade eine Nachspeise sei und die drei Tage der Fahrt anhalten solle. Das begriff er nicht. Er maulte den ganzen Tag und lehnte jedes weitere Mitessen ab, schimpfte und redete auf Mustafa ein. Der aber achtete nicht darauf, sondern verhielt sich sehr anständig mir gegenüber. Gegen Abend aßen Mustafa und ich wie üblich miteinander, während Mehmed seine Gebete verrichtete und dann finster sich uns gegenübersezte. Wir luden ihn ein zum Mitessen. Er aber sah nur Luft! Aber die Armelade war stärker als sein Wille. Auf Mustafas Zureden zog er die hängende Unterlippe wieder hoch und schleckte im Süßen. Ich überließ ihm den Topf — und — ich traute meinen Augen kaum — er ließ einen eßlöffelgroßen Nest für uns drin!

Ich glaubte nun, jetzt wäre wenigstens Ruhe, weil's nichts Süßes mehr gab. Aber der Irrtum war groß. Mehmed „wünschte“ die Öffnung der nächsten Dose. Nun besaß ich tatsächlich keine weitere. Da er mir nicht glaubte und er den Beweis „verlangte“, zeigte ich ihm aus meiner angeborenen Gutmütigkeit heraus die sonstigen Dosen. Da stellte er das freundliche Verlangen, sie zu öffnen. Er glaubte mir einfach nicht. Nun machte ich aber energisch Schluß. Die Maulerei begann von neuem. Ich sah aber jetzt nur noch Wagen, Pferde, Mustafa und — Luft! —

Wir näherten uns einer zweiten Bitterwasserquelle. Ich ging gerade neben dem Wagen her, da sah ich wie zufällig auf den oben liegenden Mehmed und entdeckte zu meinem Schrecken in seinen Fingern meine Taschenlampe. Sie mußte mir beim Liegen aus der Tasche herausgefallen sein. Als ich sie mir ausbat, war's schon zu spät — die Batterie war hin. Es war auch zum Unglück die letzte. Darüber „lächelte“ ich ergeben — wie sich das im Orient gehört! Es mag aber verdammt schief ausgesehen haben! Kismet! Mehmed aber streichelte mir plötzlich über die Wangen und — bettelte um die Lampe, die ihm gefiel, und die er deswegen haben mußte. Es folgte eine häßliche Szene. Ich war noch nicht mal Christ genug, um auf dieses eine Stück der materiellen Welt zugunsten eines kindlich bettelnden Moslems zu verzichten. Der Erfolg war verheerend. Mehmed sah wieder nur Luft!

Am Brunnen angelangt, betete Mehmed eifrig, und als er mit dem Gebet fertig war — kam ein Untier durch die Wüste angeschnauft — ein Auto. Diese Autos fahren nicht quer durch die Wüste, sondern im Bogen, mehr am Rande, unter Benutzung der kiesigen Flächen. Freudestrahlend pumpte

Mehmet schnell Mustafa an und stieg in das moderne Wüstenroß. Er verließ uns ohne Gruß. Ich habe ihm keine Träne nachgeweint. Mustafa lachte mich heiter an, dann aber fragte auch er, ob ich keine Marmeladendose mehr hätte. Da bedauerte ich wirklich.

Wir näherten uns dem Küstenrande des ehemaligen Binnenmeeres, das in seinen Ausmaßen bedeutender als das Marmarameer gewesen sein muß. Die Stauberde, der Meereschlamm der einstigen Gewässer, wurde in ihrer Tiefe geringer. Die Steine des Grundes kamen immer mehr zum Vorschein, und schließlich folgte ein kilometerbreiter, kiesiger Küstenstreifen. In später Nacht erreichten wir den Küstenrand und einen Khan (sprich Chahn) mit einer Süßwasserquelle. Wie in der vergangenen Nacht schlief ich wieder auf dem Wagen draußen.

Der andere Morgen brachte einen neuen Reisegefährten. Einen Freund Mustafas. Es war ein sympathischer, älterer Türke. Wir waren diesmal schon um 3 Uhr nachts fortgefahren, denn man wollte heute vormittag Konia erreichen. Ich erlaubte mir, das zu bezweifeln, worauf eine Wette auf eine Runde „Tschai“ abgeschlossen wurde. Die Nachtfahrt verlief — wie gewöhnlich — mit Unterbrechungen. Der Weg wurde erst, nachdem der Küstenrand erstiegen war, fester. Die Hochfläche, auf der also Konia liegen mußte, war eben und zeigte hier und da einzelne Gebirgsstöcke, die wie Inseln hervorragten. — Es war in der Morgendämmerung. Ich war gerade so schön eingeschlafen und träumte. Da, ein Ruf des Rosselenkers — es war der Freund Mustafas — weckte mich. Der Türke zeigte mit der ausgestreckten Peitsche auf einen mondbeschienenen Hügelrand. „Kurt, kurt!“ („Wolf, Wolf!“) — „Nanu!?“ — Ein dunkles, hundeähnliches Viehzeug lief am Hügelrand entlang und verschwand bald darauf im Schatten großer Steine. Dieses kleine Ereignis gab für kurze Zeit Unterhaltungstoff. Ich erfuhr, daß die Wölfe im Winter den Schafferden viel Abbruch taten und die Herdenhunde zum Kampf mit dem Wolf mit stachelbewehrten, breiten Halstringen versehen würden, damit der Wolf ihnen nicht die Gurgel zerbitte. Sonst seien aber die Wölfe in dieser Gegend nicht so sehr zahlreich, daß sie sich auch an den Menschen wagten. — Die „Tschai“-Wette habe ich dann richtig verloren. Wir kamen tatsächlich schon am Vormittag in Konia an. Diese Frühfahrt mit dem weiten Blick über die Hochebene — Konia liegt 1500 Meter über dem Meere — auf die von Pappel- und Obstbaumgruppen umsäumte bedeutende Stadt war herrlich. Die Sonne strahlte so schön und beleuchtete scharf das wohl 2000 Meter hohe, nahe Gebirge, dessen Quellen diese Gegend so fruchtbar machten. Wein- und Gemüsegärten tauchten auf, und riesige Weizenstoppelfelder zeigten die Hauptquelle des Landesreichtums an. Der Weizen von Konia ist ja bekannt wegen seiner Güte und Vollkörnigkeit. —

Nach der Wüstenfahrt war der Anblick von bewohnten und sogar mit Bäumen bepflanzten Gegenden eine Erquickung. Über alles wölbte sich ein fleckenloser, tiefblauer Himmel. Die Regenzeit schien weit zu sein. Bei solchem Wetter hielt ich Einzug in Konia. Der Gegensatz zwischen der vorherigen völligen Unfruchtbarkeit der Wüste und der buntleuchtenden, uralten und doch so jung aussehenden Stadt war so groß, daß mir klar wurde, weshalb auf solchem Boden und in solchem Lande die Märchen aus Tausendundeiner Nacht entstehen konnten, ja entstehen mußten. Man brauchte gar nicht mal besonders mit Phantasie begabt zu sein, um sich in ein Märchenreich versetzt zu fühlen, wenn man hier unter grünen Bäumen lag und hinaus sah in die starre, leblose und ungeheuer weite Wüste. Konia, die alte Residenz der Seltschukensultane, war eine hochinteressante Stadt. Das merkte ich aber erst später. Zuerst hielten wir — mein treuer Fuhrmann, sein Freund und ich — sogleich nach der Ankunft vor einem großen Khan an. Tschai (See) wurde angefahren, die verlorene Wette eingelöst. Aber es blieb nicht bei dem einen Tschai, es wurde auch gut gestrichelt, ich opferte noch eine Konservenbüchse. — Die Unterkunft im Khan gefiel mir nicht. Sie war doch zu „türkisch“. Ich pilgerte durch die Stadt, streifte dann durch den sehr interessanten Basar und erreichte auf Umwegen einen Hauptplatz der Stadt. Das große Regierungsgebäude, ein moderner, für den Europäer daher nicht interessanter Bau, erinnerte mich an meine Meldepflicht. Ich fand einen sehr netten Polizeigewaltigen. Die Paßangelegenheit wickelte sich reibungslos schnell ab. Zigaretten wurden ausgetauscht, und mit hochachtungsvollsten Verbeugungen verzog ich mich. Ein Polizist zeigte mir das gegenüberliegende Hotel, das mir empfohlen worden war. Es sollte eins der besten in Konia sein. Der Preis ging an.

Im Erdgeschoß meines Hotels befand sich ein Kaffeehaus, und abends hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, die Musik zweier Gitarren, eines einem Tambourin ähnlichen Instrumentes, und den Gesang zweier dickbemalter Damen anzuhören. Glücklicherweise war der Fußboden des Zimmers doch so solide, daß der Lärm nur verschwommen heraufstönte und ich mich mit der Zeit daran gewöhnte. — Konia besitzt eine Fülle geschichtlich bedeutsamer Gebäude. Nur eine Viertelstunde Wegs von meinem Hotel befand sich eine Moschee aus der Seltschukenzeit. Konia war früher die Hauptstadt von Lykaonien und seit 1097 n. Chr. Sitz der seltschukischen Sultane. 1190 wurde sie von Friedrich I. (Barbarossa) erobert und erst 1466 von den Osmanen gewonnen. — Die Osmanen oder Türken gehören bekanntlich der großen tatarischen Völkerfamilie aus dem Westen und Norden Chinas an. — Alle die herrlichen Bauten, deren schöne Linien das Auge entzücken, haben nichts mit einer türkischen Kunst zu tun. Die gibt's nämlich gar nicht, und wenn sie heute bestände — ich wüßte aber

nicht wo — dann ist sie eine entlehnte Kunst. Der schöne Bau der Hallaidin-Moschee belebte sich in meiner Phantasie sogleich mit den malerischen Gestalten jener fernen Zeit, als Kaiser Norbart lobesam . . . Ich bewunderte die Trümmer der einstigen Herrlichkeit, die den hohen Kunstsinne jenes Volkes noch deutlich zeigten. Von ganz besonderer Pracht war das Marmortor, der Rest eines anderen Prachtbaues, für das eine auswärtige Macht durch eine Gesellschaft eine Kaufsumme von einer Million Reichsmark geboten hatte. Man ist aber nicht handelseins geworden.

Die saubere Arbeit der Steinbogen fesselte mich immer wieder. Nicht minder schön war das marmorne Tor der ehemaligen Priesterschule (Sirtschalle medresse), wenn auch von ganz anderer Art. Die Minarets der Seldschuken-Moscheen sind so originell und phantastisch wie die aus Tausendundeiner Nacht.

Durch die freundliche Vermittlung eines deutsch sprechenden Türken, der in Göttingen studiert hatte, konnte ich das Innere mehrerer Moscheen sehen und auch einem Gottesdienste beiwohnen. Die Schönheiten der Subblä (Gebetsnische) und des Mëmber (Rednerpultes) sind in der großen Kunstwelt bekannt. Koranverse und der immer wiederkehrende Name Allahs und seines Propheten zeigen sich in kühn verschlungenen Schriftzügen. Der Gottesdienst selbst machte auf mich einen großen Eindruck. Die Gebetsübungen, die zunächst befremden, gewinnen erst bei einiger Kenntnis ihrer symbolischen Bedeutung und wirken beim Massengebet in der Moschee ganz ungeheuer. Sie sind ein stark suggestiv wirkendes Mittel und zwingen den Beten zur Sammlung.

Ein wohl erwähnenswerter und schöner Bau ist die Derwischmoschee, auf deren Hauptkuppel zahllose Tauben ihren Ruheplatz haben. Von den Gräbern der seldschukischen Großen in der Hauptmoschee sind nur noch wenige erhalten. Die meisten sind zerstört und ausgeplündert. Die Körper sind mumifiziert. Am Kopfplatz des Sarkophages befindet sich ein Abzeichen, ein Turban, aus dessen Windungszahl und Art der Rang des Toten zu erkennen ist. Auf den türkischen Friedhöfen ist diese Sitte auch noch beibehalten worden.

Da ich mehrere Tage Geduld haben mußte, bis der Photograph mit meinen Filmen fertig wurde, hatte ich genug Gelegenheit, Kreuz und quer durch die Stadt und vor allem durch die Basarstraßen zu streifen. Das Hauptgebäude im Basarviertel entsprach einer Ausstellungshalle bei einer Messe. Es gab — je nach der Größe des Gebäudes — da kleine oder größere, mit Wellblechrolläden oder Hängetüren verschließbare Stände fast sämtlicher Gewerbe.

In vielen Städten ist ein Hauptgebäude genau genommen gar nicht da, sondern mehrere dieser kleinen, oft nur 10 Meter langen Straßen sind in ihrer ganzen Breite — kaum 4 bis 6 Meter — glatt überdacht. Das ist dann der

Basar. Dem Basar in Konia schlossen sich andere ebenso schmale Straßen an, deren jede ein bestimmtes Gewerbe enthielt. In der einen Straße schusterte alles, in der anderen schneiderte alles. Töpfe, Glaswaren, Messerwaren, Blechfachen, Manufakturwaren, Teppiche, dann Fleisch, Obst, Gemüse und Konserven, kurz alles war auf einem kleinen Raum zusammengedrängt und trotzdem nach Straßen getrennt.

Die engen Straßen sind oft gedrängt voll, trotzdem aber treiben noch Bauern ihre hochbepackten Esel hindurch. Der Lärm aber ist durchaus nicht größer, als er in Europa unter gleichen Verhältnissen wäre. Der Moslem ist verhältnismäßig still. Nur hier und da geraten die Handelnden ins Schreien. Sonst bietet niemand seine Ware schreiend an. Ergeben wartet der Verkäufer, bis sein Geschäfts-Rismet ihm einen Käufer heranzubringt. In dem Augenblick aber, wo man herantritt und seine Ware mustert, nähert er sich dienstbeflissen. Aber er entwickelt durchaus keine große Redegewandtheit. Er fängt erst an heiß zu werden, wenn es ans Bezahlen geht, also der endgültige Preis festgelegt wird. Auf den Basarplätzen und den großen Straßen werden auch oft — ähnlich unserm Jahrmarkt — unter freiem Himmel kleine Geschäftsstände errichtet. An den Stufen einer großen Moschee z. B. hatten eine Reihe Flickschuster ihre Arbeitsstände. Auch „unser täglich Brot“ wurde unterm freien Himmel angeboten. Es war sozusagen ein zweiter Basar auf den Straßen. Gleich nach Sonnenuntergang starb diese Stadt unter großer Lärmbegleitung. Die vielen heruntergelassenen blechernen Kolläden, das Verkeilen der Holztüren gaben für kurze Zeit eine Abschiedsmusik. Dann war Schluß, dieser Stadtteil war tot. Nur ab und zu durchstreifte ein einzelner Mensch diese Straßen, um den Weg abzukürzen. Laut hallten dann die Schritte des Dahineilenden an den Blechwänden wider, und das schrille Trillerpfeifen des Wachtmannes, der sich mit seinem Kollegen verständigte, war der einzige Lärm.

In den anderen Stadtteilen war es aber eine Stunde nach Sonnenuntergang nicht viel besser. Der Türke verzog sich eben beizeiten in seinen Harem. Nur der Wunsch, Europäer zu werden, hat die Gründung jener Tee-, meinetwegen auch Kaffeehäuser hervorgerufen, in denen bis in die tiefe Nacht hinein jene wundersame Musik verzapft wird. Kinos waren noch selten. Der Besuch eines solchen war für mich immer fesselnd. Mitunter wurden politisch gehaltene Stücke gespielt, wo die Segnungen der Jungtürkei in den Vordergrund gerückt wurden. In der Mehrzahl aber sah ich oft recht abgespielte Sachen wieder, hin und wieder auch einige amerikanische Wildweststücke. Das Publikum nahm meist überlauten Anteil daran. Einmal sah ich aber doch etwas recht Schönes. Nach Schluß des Hauptstückes tauchten Tänzerinnen auf, die Nationaltänze in geschmackvollen Kostümen aufführten. Wenn die begleitende

Musik nicht so schauerhaft gewesen wäre, möchte ich die Vorführungen als Kunst bezeichnen.

Konia war im Vergleich zu Angora eine verhältnismäßig billige Stadt. Eine Garküche, die ich in einer Basarstraße entdeckte, kochte ausnahmsweise sehr gut. So konnte ich täglich, wenn ich wollte, eine wirklich gute Portion nicht überwürztes Huhn bekommen. Die Portion kostete überraschenderweise nicht mehr als etwa 40 Pfennige. Die übrigen Platten kamen im Durchschnitt nicht höher als 25 bis 35 Pfennige.

Ich sah dort wirklich gut und billig. Der einzige Uebelstand war der, daß man kein vernünftiges Getränk zu den heißen Speisen bekommen konnte. Kaffee nach europäischer Art gab es nicht. Der Tee war auch immer nur ein kleiner Schluck, und das kalte Wasser, das hier allerdings vorzüglich war, machte ja jedes Fett im Magen gerinnen. So blieb mir nach dem Essen nur der Tschai (Tee). Abends konnte ich die Beobachtung machen, daß der absinth-ähnliche (Raci) belgische Schnaps (wasserklar) schon außerordentliche Fortschritte bei den Türken gemacht hatte. Schon mindestens ein Viertel der Gäste hatte die kleine Flasche mit dem hochprozentigen Fusel vor sich und trank ihn zum Essen untermischt. Da wäre es doch wirklich weit besser, man vergrößerte den Weinbau und stellte nicht nur Rosinen her, sondern finge mit der Herstellung eines leichten Landweines an.

Als ich zum erstenmal in dieses Speiselookal geriet und Platz nahm, gewahrte ich ein junges Mädchen — in moderner, kurzer Kleidung natürlich — aber ohne Bubikopf. Da man Damen sonst nicht sieht, überlegte ich einen Augenblick, ob ich mich in einem anständigen Lokal befände. Die junge Türkin bediente die Gäste, schien aber doch keine Kellnerin zu sein — diese gibt's ja auch kaum in der Türkei — und noch weniger eine Animmierdame. Aber man hätte es fast glauben mögen, denn sie war sehr gut Freund mit jedermann. Das gehört aber nun mal zum Geschäft.

Als Nesibé, so hieß die Schöne, mich entdeckt hatte, steckte sie ein lebenswürdiges Lächeln auf, das so ermutigend war, daß man sich eine ganze Menge dabei denken konnte. Sie erkundigte sich sogleich nach meinen Wünschen, präsentierte mir die fünf Zentimeter breite, aber einen halben Meter lange Speisekarte, die natürlich türkisch geschrieben war, und fragte mich gleichzeitig, welches Volk die Ehre habe, mir anzugehören — Verzeihung — umgekehrt natürlich! „Ben alaman“ (ich bin ein Deutscher), sagte ich mit Nachdruck und fuhr, auf den Speisezettel hinweisend, auf deutsch fort: „Holdes Kind, deine Schönheit ist so groß wie meine Unwissenheit — im Türkischen!“ Nesibé begriff, daß ich nicht Türkisch lesen konnte. Sie legte also ihre zarte Rechte zur leichteren Verständigung auf meine linke Schulter und flötete mir in anmutiger

Nähe den Inhalt des Speisezettels vor. Ich wurde dadurch nicht viel schlauer. Ich empfand nur die angenehme Wärme des Patschhändchens, und da mir die Fettflecken auf dem Zettel die Speisenzusammensetzung auch nicht verriet, überblickte ich rasch die Preiszahlenreihen, die ich wenigstens lesen konnte — und stellte fest, daß es hier nicht teuer war. Ich bestellte nunmehr aufs Geratewohl eine Platte.

Nesibé tänzelte davon, rief mit melodischem Gesang die Bestellung in den Küchenraum, hüpfte an einen anderen Tisch, zündete dort dienstfertig einem anderen Gast eine Zigarette an, rauchte ein paar Züge daraus und steckte sie dem Beglückten höchstselbst in den Mund! Ich war baff! Nesibé war für mich erledigt. Tamámm! (Abgemacht, Schluß!) — Das Bestellte kam, es war ein Stück vom Huhn. Es schmeckte sehr gut. Meine Laune war dadurch wieder hergestellt. Ich tafelte mit größtem Eifer und viel Hingabe. Nesibé kam nicht mehr an meinen Tisch. Inzwischen bestellte ich eine weitere Platte und traf es wieder sehr gut. Dann ließ ich mir einen Tschai kommen und zündete mir eine Zigarette an. Wenn ich — als Nichtraucher — mich diesem Laster hingab, dann war das ein Zeichen, daß ich mich in sehr gehobener Stimmung befand. Behaglich ruhte ich ein wenig und beobachtete die Gäste. Natürlich besah ich mir auch mit dem eiskalten Blick eines Tagators bei Versteigerungen die hin und her huschende Nesibé. Den Teufel auch, das Mädchen war wirklich hübsch. Nein, es war sogar eine Schönheit! Ein wunderbar biegsames Zigarettenröhrchen von vollendeter Form. Kinderfüßchen, Kinderpatschhändchen. Verstohlen blickte ich auf meine linke Schulter, ob noch Spuren zu sehen wären — aber nein, ich fand nirgends einen Fleck!

Nesibé war nur hauchdünn bemalt, man konnte es kaum entdecken. Ihre Gesichtsform war beinahe griechisch, die Nase einfach klassisch. Die Augen waren groß, langbewimpert und kohlrabenschwarz. Das war allerdings türkisch, und der sehr ovale Augenschnitt war ganz asiatisch. Ja, sie war schön!

Auf einmal war Nesibé neben mir. Ihre irrlichternden Blicke entdeckten meine Zigarettenstange. Ehe ich ein Unheil verhüten konnte, hatte sie mit ihrer Patschhand zugegriffen, die Stange geöffnet, eine Zigarette herausgeholt — und ihre Blicke heischten — Feuer! Jetzt entdeckte ich, daß ihre verschwindend kleinen Fingernägel mit Henna rot gefärbt waren. Das Schwarze unter den Nägeln hob sich ganz wundervoll davon ab. Dann entdeckte ich, daß ihre Händchen Grübchen hatten, ganz allerliebste, wie sie die Babys haben. Ob sie auch Grübchen . . . Da war sie fortgeflattert, und ich konnte an diesem Abend nicht mehr feststellen, ob ihre Wangen Grübchen besaßen. Sie verschwand in der Küche und kam vorerst nicht wieder. Aber sie hatte Grübchen!

Einige Tage später — Nesibé holte sich mit pünktlicher Regelmäßigkeit die gewohnte Zigarette; vermutlich rauchte ich die beste Sorte im Lokal — also

eines schönen, kalten Abends kamen drei Gäste mit einigen Raci Flaschen (sprich Raki = belgischer Schnaps) beladen zum Essen. Der Ehrgeiz dieser Jungtürken bestand wohl darin, die Gleichstellung mit den Europäern durch Hineinpumpen starkgeistiger Getränke zu erreichen. Spiritus heißt ja unglücklicherweise auch Geist! Diese Gäste nun aßen sehr wenig, aber sie tranken um so mehr. Nesibé sah dies mit Verdruss; denn erstens war sie geschäftstüchtig und zweitens eine Türkin — wenngleich eine moderne. Als nun die Raci Flaschen leer waren und der Geist lebendig wurde, warfen die Herrlein ein lusternes Auge — nein, sämtliche Augen auf Nesibé und sagten ihr Schmeicheleien. Leider verstand ich nichts davon. Ich sah nur, daß plötzlich das schöne Kind erst blaß, dann so rot wurde, daß die Schminke erblaßte. Sie stampfte mit dem Füßchen auf und schrie einige schrille Worte in die Küche hinein. Drinnen rumorte es plötzlich fürchterlich, Teller und Geschirr klapperten lärmend, und heraus sprangen vier, fünf dienstbare Geister — auf die witzelnden Raci Gäste los. Es knäulte sich da etwas zusammen! Schnell machte ich höflich Platz, räumte geflissentlich noch flink einen Tisch und Stuhl beiseite und — vorbei flog der Sängerschar — zur Tür hinaus. Dann kam Nesibé — zu mir! Richtig, es war die Zeit für die Zigarette. Das schöne Mädchel zitterte noch ein wenig, als es sich die Giftnudel anzündete. Aber nach den ersten Zügen war sie wieder ganz munter, zeigte lächelnd die Mauszähne, ordnete ein wenig vor dem Spiegel den dicken, schweren, griechischen Knoten des fast bläulich schimmernden, schwarzen Haares und widmete sich den Gästen, als wenn nichts geschehen wäre.

Am andern Tage erschien einer der hinausgeworfenen Abendgäste am Mittag. Nesibé ging sofort auf ihn zu und bedeutete ihm, daß er nichts bekäme. Der ziemlich gut gekleidete, junge Mensch beehrte auf, sprach etwas von der Polizei und blieb sitzen. Die alsbald auftauchenden Küchenhelden, Nesibés Ritter und Knappen, winkte die kleine Gasthauskönigin hoheitsvoll zurück. Sie griff nach einem vollgefüllten Glase Wasser — ausgerechnet meinem Glas — und schüttete den Inhalt dem Beleidiger ins Gesicht. Die Türkin hatte gut gezielt. Falls der Schlip nicht farbecht war, war er hin!

Leichenblaß erhob sich der junge Mann. Seine Augen funkelten vor Zorn, seine Lippen zitterten, er setzte ein paarmal zum Sprechen an, aber es kam nichts zutage. Dann stürzte er an Nesibé vorbei aus dem Lokal. Kein Mensch lachte, es war einen Augenblick totenstill. Dann klapperten die Küchenhelden mit ihrem Geschirr wieder, und Nesibés Stimme sang schrillend die Bestellung: „Batatis bír, tschorbá bír...!“ („Einmal Schworfkartoffeln, einmal Suppe!“) Und ich bestellte einen nervenstärkenden Tschai (See).

Meine Bekanntschaft mit dem Türken, der in Göttingen studiert hatte,

öffnete mir so manche Tore. So lernte ich auch einen jungtürkischen Künstler, einen Maler, kennen, der sich die größte Mühe gab, eine „jungtürkische Kunst“ zu „erfinden“. Nachdem ich mir Bilder angesehen hatte, die talmi-europäische Kunst waren, gesucht „was Neues“ darstellen sollten, zeigte er mir auch einige Bilder, die er in „seinen Traumstunden“, wie er sich ausdrückte, herstellte. Und da — da fand ich wirklich Kunst. Ich möchte diese Bilder „tatarisch“ nennen. Der asiatische Teil in der türkischen Seele brachte da etwas zuwege, das der chinesischen und der orientalisches-arabischen Kunst an sich sehr ähnelte und doch einen eigenen Charakterzug aufwies. Die Bilder, die meist allegorische, geschichtliche, auch legendäre Motive hatten, glichen den farbenprächtigen Märchenbildern aus Tausendundeiner Nacht. Aber dafür hatten seine Landsleute von heute und auch die meisten von „gestern“ wenig Interesse.

Ich hatte die Absicht, in Konia mich einer Karawane anzuschließen, sofern sie wenigstens ungefähr in der Richtung nach Syrien ginge. Ich mußte aber die Entdeckung machen, daß die Bagdadbahn dem Karawanenbetrieb schwer Abbruch gemacht hatte. Karawanen gingen von Konia nach Adalia, einige nach Selefke. Adalia lag mir zu weit aus der Richtung. Ich wollte nach Syrien. Ein französisches Visum konnte ich nur in Adana bekommen. Selefke, das lag schon günstiger.

Ich trabte die Karawansereien ab und erfuhr zu meinem Leidwesen, daß augenblicklich so gut wie keine Karawanen nach Selefke gingen. Doch versicherte man mir, daß ich in Gregli, am Fuße des Taurus, an der Bagdadbahn, sicher Karawanen trafe, die nach Selefke oder Mersina-Adana gingen. Also gut! Geht's nicht so, dann geht es eben anders. Und wenn es noch so dumm kommen sollte, das eine stand bei mir fest: Unter allen Umständen werde ich eine Taurus-Wanderschaft durchführen, die zilizische Heeresstraße entlangwandern. Vor Jahrtausenden schon benutzten jenen schmalen, aber günstigen Paß die Völker des Orients, und viel Blut ist in jenen Schluchten geflossen bis — jüngst, im Weltkrieg und zuletzt in den Kämpfen zwischen Türkei und Frankreich.

Hier endet der 2. Teil dieser abenteuerlichen Orientreise. In dem folgenden 3. Band: „Vom Taurus bis zu den Pyramiden“ schildert Peregrinus die wechselvollen Schicksale seiner Weiterfahrt. Die Bagdadbahn bringt ihn zunächst ans Meer nach Mersina. Dazwischen liegt eine gefährvolle Wanderung in den Taurus. Er fährt dann nach Zypern, durchstreift kreuz und quer die Insel, besucht die Ruinen von Salamis, besteigt endlich einen Dampfer, der ihn nach Jaffa bringen soll, aber wegen stürmischer See in — Alexandrien landet. Mit einem Besuch von Kairo und den Pyramiden schließt dieser ebenso lebendige wie lehrreiche Band.



12303

